# Die Familie Mailly.

# Die
# Familie Mailly.

Original=Roman

von

**Nicolaus Josika.**

Erster Theil.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1850.

# I.

In einer der Vorstädte Lyon's steht ein zweistöckiges, blaßgrün übertünchtes Haus, mit engem, gepflastertem Hofe, das sich von seinen Nachbarn in dem schmalen Gäßchen leicht durch einen riesigen blauen Handschuh unterscheidet, der über der Hausthüre, als Schild des ersten Handschuhmachers der Vorstadt, unternehmend in's Weite schaut, und bei windigem Wetter sehr vernehmlich in seinen Angeln knarrt.

In diesem Hause, das zwar etwas veraltet, doch von fester Bauart ist, und in gutem Stande erhalten wird, befinden sich eine Menge kleinerer Wohnungen, von drei bis vier Zimmern, deren Preis und Eintheilung auf weniger bemittelte Familien berechnet ist.

Eine der vier Parterrewohnungen, deren Fenster sich theils nach dem Hofe, theils nach der engen

Straße öffnen, ist es, die unsre Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt; da wir, in der Miethérin derselben, die interessanteste Bewohnerin des Hauses kennen lernen.

Wenn wir in den Hof treten und von den beiden rechts befindlichen Thüren die zweite öffnen, sehen wir uns in einem kleinen, weißgetünchten Raume, der seine Bestimmung alsogleich verräth. Die weite offne Feuerstelle, und die rings an den Wänden hängenden, glänzend rein gehaltenen, theils kupfernen, theils zinnernen und irdenen Geschirre, lassen uns errathen, daß wir uns in der Küche der kleinen Haushaltung befinden.

Aus diesem Gemache, das zugleich von einer Dienerin bewohnt wird, wie dies das reine, zierlich bedeckte Bett verräth, führt rechts eine Thüre in ein großes Zimmer, dessen Fenster die Aussicht auf die Straße haben, und links erlaubt uns eine andere, halb geöffnete Thüre die Einsicht in die wohlversehene Speisekammer. Von dem großen Gemache aus gelangt man dann noch in zwei kleinere Stuben, aus deren jeder ein Fenster den Blick auf die Gasse gewährt.

Diese einfachen Räume wurden, seit ungefähr acht Jahren, von einer jungen Frau bewohnt, welche,

als sie dieselben bezog, von Niemand in ganz Lyon, und noch weniger von einem der Bewohner dieses Hauses gekannt wurden.

Allem Anscheine nach wünschte die junge, damals kaum siebzehnjährige Frau auch keineswegs viele Bekanntschaft zu machen, und fand sich bald in ihre einsame Lebensweise.

Im Hause erzählte man sich, daß ihr Gatte irgend ein Amt bekleide, oder ein Geschäft treibe, welches häufige Reisen nothwendig mache.

So oft er jedoch nach Hause zurückkehrte, war dies ein wahrer Festtag für die kleine Haushaltung. Wenn man ihn erwartete, nahm das Scheuern und Fegen kein Ende; die Gardinen wurden erneut, die Fenster mit frischen Blumen geschmückt, und Alles erhielt ein festliches Aussehn.

War er dann nach einigen Tagen, oder, wie dies in den ersten zwei, drei Jahren oft der Fall war, nach einigen Wochen der Anwesenheit wieder abgereist, so kehrte die junge Frau zu ihrer gewohnten, stillen Lebensweise zurück, und brachte ihre Tage unter mancherlei Beschäftigungen, größtentheils zu Hause zu.

Ungefähr ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft in Lyon gebar sie einen Knaben, und ihr Gatte, der

gerade anwesend war, bewies bei dieser Gelegenheit die größte Liebe und Theilnahme für die junge Mutter. — Einer der berühmtesten Aerzte der Stadt, den man sonst eben nicht oft in dieser bescheidenen Vorstadt erblickte, wurde herbeigeholt, und alle übrigen Anstalten deuteten darauf hin, wie diese einfache Frau, in deren freundliches, heitres Gesichtchen das ganze Haus verliebt war, während ihres Wochenbettes mit so viel Bequemlichkeiten, mit so ausgesuchter Pracht überschüttet wurde, daß man glauben mußte, ihr Mann sei entweder plötzlich in den Besitz großer Reichthümer gelangt, oder liebe sie so sehr, daß er bei dieser Gelegenheit nicht eben streng mit seiner Börse zu Rathe ging, sondern Alles aufbot, um ihr Freude zu gewähren.

Nach ihrer Genesung verreiste er wieder auf lange Zeit, niemand wußte weshalb und wohin. — Außer ihrem Gatten sah Madame Robert, so wurde die junge Frau genannt, nur wenige Menschen, und unter diesen am häufigsten einen Musiklehrer, mit dem sie sich manchmal übte, und einen andern Lehrer, der ihre Lectüre wählte und hierbei ein gewisses, fortschreitendes System zu befolgen schien.

Beides waren bejahrte Männer von anspruchs=

losem Aeußeren, welche der jungen Frau mit zuvorkommender Achtung begegneten.

So verfloß die Zeit, und man war es so gewohnt sie Wochen, ja Monate lang ohne ihren Gatten zu sehen, daß es nur Wenigen unter den Bewohnern des Hauses auffiel, als er, nach vier — fünf Jahren — Niemand wußte die Zeit genau zu bestimmen, — endlich ganz weg blieb, und statt dessen ein anderer, viel älterer Mann, von nicht sehr angenehmem Aeußeren, Madame Robert besuchte, und zwar zu festgesetzten Zeiten, sich aber nie länger, als zwei, drei Tage bei ihr aufhielt. Man kannte ihn im Hause unter dem Namen Monsieur Raimbeault.

Im Laufe der Zeit hatte die Schönheit der Madame Robert sich vollkommen entwickelt, so daß sie jetzt eine der reizendsten Frauen Lyon's, so wie ihr kleiner Sohn, Alphon's, ein wahrer Engel und der Liebling des ganzen Hauses war.

Es ist natürlich, daß die übrigen Bewohner des Hauses sich nach und nach eine kleine Biographie ihrer schönen Mitbewohnerin zusammensetzten, jeder seinem Sinne und Gemüth, oder seinen Erinnerungen gemäß, besonders da sie selbst selten oder nie über ihre Verhältnisse sprach.

Im Allgemeinen glaubte man von ihr, nachdem ihr sogenannter Gatte ganz verschwunden war, daß sie die Maitresse irgend eines reichen Herrn gewesen sei, der, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, in Erinnerung der alten guten Tage, sie nicht Noth leiden lassen wolle, und daß Raimbeault von ihm beauftragt sei, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen und für ihren Unterhalt Sorge zu tragen.

Trotz dieser Voraussetzungen und ihrer räthselhaften Stellung gewann Madame Robert's Sanftmuth und zuvorkommende Gefälligkeit ihr alle Herzen.

Während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in Lyon fand nur eine einzige Veränderung in ihren Verhältnissen statt. Ungefähr vier Jahre vor dem Beginn unserer Geschichte, während sie eine Reise nach Marseille unternommen, wurde sie von einem jungen Manne, der sich ihren Onkel nannte, und ein kleines, kaum ein Jahr altes Mädchen bei sich hatte, gesucht; und da die alte Dienerin ihn von der Abwesenheit ihrer Herrin benachrichtigte, übergab er dieser das Kind, sammt einem, an Madame Robert gerichteten Briefe.

Alle Verbindung der jungen Frau mit den übrigen Bewohnern des Hauses beschränkte sich dar=

auf, daß sie bei zufälliger Begegnung sich grüßten, oder daß sie bei den Handwerksleuten, die sich unter ihnen befanden, Eines oder das Andere arbeiten ließ, wobei sie stets freundlich und herzlich und die pünktlichste Zahlerin war.

Zur Zeit wo wir sie zuerst erblicken, war sie, wie gesagt, bereits seit acht Jahren eine Bewohnerin Lyon's. — Wir finden sie in dem früher erwähnten, rechts vom Vorsaale befindlichen, weiten Raume.

Dies Gemach würde wohl auf Jedermann einen angenehmen Eindruck hervorbringen. Die Wände desselben sind mit frischen, grünen Tapeten bekleidet, auf welchen sich einige Steindrücke, Szenen aus Napoleon's Leben darstellend, in geschnitzten, goldnen Rahmen, recht hübsch ausnehmen.

Das Hausgeräth ist bequem und geschmackvoll, doch einfach; und ein Klavier, einige Statuetten, eine schöne Uhr und andere zierliche Kleinigkeiten beweisen, daß die Bewohnerin dieses Gemaches Sinn für angenehme Häuslichkeit besitzt.

Es ist der Abend eines kalten Wintertages, und Madame Robert sitzt in einem weichen, mit grünem Leder überzogenen Lehnstuhle am Kamin, in welchem das Feuer lustig flammt und knistert.

Sie hat noch immer wenig Frauenhaftes in

ihrem Wesen, so daß man sie für ein junges Mädchen halten könnte.

Zwar tragen ihre Züge nicht den Stempel aristokratischer Zartheit, doch ist sie jedenfalls eine interessante Erscheinung.

Ihr reines Profil, die schön geschnittenen, hellbraunen Augen und das feine, seidenweiche blonde Haar bilden ein Ganzes, welches durch die kräftige, doch schlanke und herrlich geformte Gestalt noch gehoben wird.

Ihre Züge scheinen der Abglanz eines heitern und energischen Gemüthes zu sein.

Der erste Blick überzeugt uns, daß wir ein Wesen vor uns sehen, das mit seinem Loose zufrieden oder wenigstens damit ausgesöhnt ist, und jedenfalls die vernünftigste aller Philosophien sich eigen machte, nämlich: die Freuden und Vortheile der Gegenwart auszubeuten, ohne Unerreichbares zu ersehnen.

Die junge Frau warf von Zeit zu Zeit ein Scheit Holz auf's Feuer, dann stand sie auf und wandelte langsam in dem Gemache auf und ab, dem die doppelte Beleuchtung des Feuers und einer großen Astrallampe, die auf einem Tische brannte, beinahe Tageshelle verlieh.

Die geschlossenen Fensterladen, die herabgelassenen Gardinen und Portieren gaben dem Zimmer etwas Friedliches und Trauliches, und die hellen Lichtstrahlen des Feuers und der Lampe tanzten gleich Silberflocken auf den Blumen, welche die Fensternischen füllten.

Ob die Bewohnerin dieser Räume wohl über einen wichtigen Gegenstand nachdachte, während sie so langsam auf und ab ging, wagen wir nicht zu behaupten; doch manchmal schien es, als ob irgend ein düsterer Gedanke sie durchblitze, denn die zarten Bogen ihrer Augenbrauen zogen sich auf Momente zusammen, — aber bald ließ ein sanftes, gleichsam versöhnendes Lächeln ahnen, daß alles Ernste oder Trübe niedergekämpft ist, und der Frohsinn auf's Neue in ihrer Seele herrscht.

Die Uhr auf dem Kamine schlug sieben, als die Klingel der Eingangsthüre ertönte.

Wer kann das sein? dachte Madame Robert. Vielleicht der Musiklehrer, um etwas Neues mit mir zu üben, — das wäre ein herrlicher Gedanke; — oder bringt Herr Gérard mir die versprochenen Bücher.

Indessen hatte die alte Dienerin die Thüre ge-

öffnet, und die junge Frau erwartete mit einiger Neugierde den Eintretenden.

Nach wenig Augenblicken trat ein noch ziemlich junger Mann, von anständigem Aeußeren, in das Gemach.

Die Züge desselben boten ein angenehmes Gemisch von Kraft und Gemüthlichkeit dar, und seine ganze Erscheinung hatte etwas Ritterliches, Kriegerisches, obgleich er bürgerliche Kleidung trug und in einen einfachen schwarzen Oberrock gehüllt war.

Die junge Frau eilte ihm entgegen, und ihr heiteres Auge warf einen fragenden Blick auf ihn.

Der Eintretende sah sich rasch im ganzen Zimmer um, und reichte ihr dann die Hand, die sie etwas zögernd annahm.

Es entstand eine kurze Pause, dann rief Madame Robert freudig überrascht:

Verzeihung! Onkel Tegnier! jetzt erkenne ich Sie erst; der lange Bart hat Sie ganz verändert. Welch angenehme Ueberraschung! Was verschafft mir diese unerwartete Freude?

Hiervon später, Sophie; entgegnete jener, sie umarmend, indem sein Auge mit einem Schatten der Trauer auf dem frischen, heitern Antlitz ruhte,

das ihm freundlich zugewendet war. — Vor Allem sage mir, wie geht es Clarissen und Alphons?

Alphons ist den Befehlen des Marquis gemäß im Collegium zu Grenoble. — Clarissen will ich sogleich rufen lassen; mein Nachbar, ein braver rechtlicher Handwerksmann, hat ein paar allerliebste kleine Töchter, mit denen sie oft und gern spielt.

Mit diesen Worten eilte Madame Robert der Thüre zu.

Halt Sophie, noch eine Frage; — wie geht es Dir selbst? Darf ich von Deinem blühenden Aussehen und heiteren Zügen auf Dein Glück schließen?

Wenn ich sagen wollte, daß ich unglücklich bin, entgegnete Sophie lachend, würden Sie es mir nicht glauben; nicht wahr Onkel? — Sonderbarer Weise scheint es mir, als ob das Geschick mich ganz befriedigt hätte. — Sieh hier, — dies hab' ich Dir bestimmt; — — genieße was ich Dir biete und begehre nicht mehr! — so sprach es zu mir und ich bin ruhig und zufrieden.

Doch ich hoffe, bester Onkel, daß Sie bei mir wohnen und das frühere Zimmer des Marquis einnehmen, wo Sie jede Bequemlichkeit finden werden.

Ich bin im Gasthofe abgestiegen, Sophie, da ich nicht wußte, ob ich Dich zu Hause treffen würde.

Da jedoch Dein Gatte abwesend ist, will ich morgen gern sein Zimmer einnehmen, und ein paar Tage bei Dir verweilen. Tegnier legte auf das Wort „Gatte" einen ganz eignen Nachdruck, der der jungen Frau keineswegs entging.

Ganz gut, lieber Onkel, sprach sie, die Augen niederschlagend, — jetzt aber will ich nach Clarissen senden, die so schön und lieblich ist wie ein Cherub.

Sie eilte hinaus und man hörte sie mit der Dienerin sprechen. Als sie wiederkehrte, reichte sie Tegnier von Neuem herzlich die Hand, und einen Stuhl neben ihren Fauteuil ziehend, lud sie ihn freundlich zum Niedersitzen ein.

Ich kann es kaum erwarten Clarissen zu sehen, sagte Tegnier in bewegtem Tone.

Sie wird augenblicklich hier sein, entgegnete Sophie.

Nicht lange nachher öffnete sich die Thüre und eine alte, äußerst reinlich gekleidete Frau führte ein engelschönes kleines Mädchen, von ungefähr vier bis fünf Jahren herein.

Tegnier sprang auf, hob seine Tochter empor, bedeckte sie mit Küssen, setzte sie dann auf seine Knie und streichelte zärtlich ihr schönes, weiches Haar.

Das ist Dein Vater, Clarisse, — sagte Sophie, — von dem wir so oft zusammen gesprochen haben.

Das Kind schien sich anfangs vor dem fremden Manne zu fürchten; doch bald wurde es zutraulich und lehnte freundlich sein Lockenköpfchen an Tegnier's Schulter.

Wie sehr gleicht sie ihrer Mutter, sprach dieser leise, — dieselben Augen, — dasselbe Lächeln. — Hast Du denn das Bild Deiner Mutter gesehn, mein Töchterchen?

O ja Papa, — entgegnete die Kleine. Tante Sophie macht immer den Deckel auf, und dann seid Ihr beide da, Du und Mama.

Den Deckel des kleinen Schildplattkästchens, ergänzte Sophie.

Denke recht viel an sie und mich, flüsterte Tegnier weich, und eine Thräne glänzte in seinem Auge. — Alphons muß recht gewachsen sein? fragte er nach einer Pause Sophien.

Er ist schon ein ganzer Mann, entgegnete diese lächelnd, mit mütterlichem Stolze.

Nach einiger Zeit, während welcher Tegnier mit Clarissen plauderte und Sophien manchmal eine Frage stellte, erschien die Dienerin mit der Thee=

maschine und einem kleinen Abendbrode, das sie auf einem der Tische zierlich ordnete.

Sophie unterzog sich den Pflichten der Hausfrau und reichte Tegnier unter freundlichem Geplauder den duftenden Trank. So verfloß ihnen eine heitere Stunde, und Clarissen's helle Augen begann der Schlaf zu trüben. Madame Robert führte sie zu Ruhe, und als die Dienerin abgeräumt hatte saßen Tegnier und seine Nichte wieder ruhig und ungestört am Kamine.

Acht lange Jahre sind verflossen, seitdem wir uns gesehen, begann Tegnier; — acht Jahre! wie Vieles kann sich da geändert haben. Sprich Sophie, siehst Du denn manchmal Deinen Sohn? Beschreibe mir ihn doch.

Was soll ich Ihnen von ihm sagen, lieber Onkel; er ist frisch und gesund und das vollkommene Ebenbild des Marquis, sogar was den Charakter betrifft; denn geht nicht Alles wie er es wünscht, so möchte er oft gar zu gern den gebietenden Herrn spielen, wenn ich nämlich Lust verspürte die Rolle der Dienerin zu übernehmen.

Wann sahst Du Deinen Mann?

O schon lange, lange nicht, — entgegnete die

junge Frau; — es sind wohl schon vier Jahre her, daß der Marquis zuletzt hier war.

Hm! — sprach Tegnier ernst, — vier Jahre! — und Du sprichst immer und immer nur vom Marquis; — ich frage Dich nach Deinem Gatten. — Sage mir, ist denn noch gar nichts zur Veröffentlichung Deiner Verbindung geschehen? Das letzte Hinderniß ist ja nun beseitigt, denn wie ich höre starb der Vater des Marquis vor einiger Zeit, und dieser Umstand, nebst dem Wunsche Clarissen zu sehn, war es eigentlich, der mich hieher führte.

Ich weiß es, lieber Onkel, erwiderte die junge Frau erröthend; — der Marquis schrieb mir den Tod seines Vaters; doch lassen wir das; — Sie ahnen ja wohl, welcher Art die Heirath war, die mich mit ihm verband. — Was einmal geschehen ist, läßt sich leider nicht mehr ändern, — — und meine Wünsche beschränken sich darauf, ruhig und ungestört zu bleiben.

Wie? — rief Tegnier, indem seine Züge einen strengen Ausdruck annahmen: — wie verstehst Du das? — Ich war bei Eurer Trauung gegenwärtig, und mir däucht, daß sie gerade so stattfand wie jede andere.

Noch einmal Onkel — entgegnete Sophie, —

lassen wir das; — ich lebe in Frieden und leide keine Noth. — Die Liebe ist längst in meinem Herzen erlöscht, und ich habe keine Klage gegen den Marquis, der auf's Beste für mich sorgt.

Tegnier ward durch diese Antwort so aufgeregt, daß er sich Gewalt anthun mußte, um nicht loszubrechen.

Ich wüßte nicht, — sprach er streng, — welcher Unterschied zwischen Deiner Heirath und irgend einer andern stattgefunden hätte, den Schleier des Geheimnisses ausgenommen, den, wie ich dies gern glauben will, die Verhältnisse für einige Zeit nothwendig machten. — Hätte ich nur im Entferntesten irgend eine niedrige Täuschung ahnen können, so würde ich mich wohl gehütet haben, dabei als Zeuge aufzutreten, und hierdurch die Hand zu solcher Schlechtigkeit zu bieten. — Ich begreife nicht, wie das Kind rechtlicher Eltern etwas, was mit seiner Ehre in engster Beziehung steht, so leicht nehmen kann. — Ist der Marquis nicht Dein Gatte, wie Deine leichtfertigen Worte mir dies ahnen lassen, — so bist Du nichts weiter, als eine gemeine Buhlerin.

Lieber Onkel, — entgegnete die junge Frau mit einem Anflug von Ungeduld, — es mag sein,

daß meine Eltern, ausnahmsweise, bei dieser Sache nicht ganz rechtlich zu Werke gingen. — Ich war jung und unerfahren, und meine Mutter übersah nicht nur Vieles, was sie vielleicht nicht hätte übersehen sollen, sondern gab mir sogar selbst den Rath die Gelegenheit zu ergreifen, die sich nicht Jedermann so leicht darbietet, um mein Loos zu sichern.

Und Deine Heirath?

War, wie ich glaube, eine Comödie.

Eine Comödie! — schrie Tegnier, — wenn ein Geistlicher Euch einsegnete! —

Ich zweifle sehr, daß dies wirklich ein Geistlicher war. Wenigstens versprach mir der Marquis nie die Ehe, was auch ganz außer meinem Plane lag. — Noch am Morgen des Trauungstages schärfte er mir ein, vor Ihnen und meinem Vater durch Unvorsichtigkeit das Spiel nicht zu verrathen; und setzte hinzu, wie ihm die ganze Comödie eben so lästig als überflüssig scheine. — Meine Mutter wußte Alles.

Und Du wagst es, mir dies verworfne Spiel ohne Erröthen zu gestehn? — Und jener nichtswürdige Marquis war unverschämt genug, mich in diese schmutzige Sache zu verwickeln?

Sie irren sich, lieber Onkel, — unterbrach ihn

Sophie lebhaft; — der Marquis ging nur ungern auf die ganze Sache ein; Alles war das Werk meiner Mutter.

Und Dein Vater hielt mich ab, diesen niedrigen Verführer zur Rede zu stellen! rief Tegnier schmerzlich.

Auch mein Vater ward überlistet, wenigstens muß ich dies vermuthen, da nicht nur meine Mutter, sondern wie ich Ihnen sagte, auch der Marquis mir die strenge Weisung ertheilte, ihm die Sache nicht zu verrathen.

Tegnier's Züge nahmen nach und nach in so hohem Grade den Ausdruck des Zornes an, daß seine Nichte sich vor ihm zu fürchten begann.

Sie sind entrüstet, sprach sie in besänftigendem, doch befangnem Tone, aber bitte, hören Sie auch ruhig an, was ich zu sagen habe.

Sprich! — entgegnete Tegnier mit Zorn und Verachtung.

Ich bin eines Fischers Tochter, — begann Sophie, — wie hätte es mir jemals einfallen können Marquise werden zu wollen? — Wie viele in meiner Lage würden das, was mit mir geschah, für ein Glück gehalten haben, ohne im Entferntesten auf den Titel einer Gattin Anspruch zu machen. —

Der Marquis ist reich, dachte ich mir, und meine Mutter bestärkte mich in dieser Ansicht, — und ich könnte doch keinen Mann bekommen, der mir eine so gesicherte Stellung zu bieten vermöchte, als er — —.

Ah, und die Schande! — rief Tegnier sie unterbrechend.

Die Schande, — entgegnete sie, mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches bewies, daß sie, gleich so Vielen, sich von ihren ersten Jugendeindrücken nicht loszusagen vermochte, — die Schande, theurer Onkel, ist ein ganz eigner Begriff, bei welchem Alles von Umständen und individuellen Ansichten abhängt. Ich sah berühmte Tänzerinnen, gefeierte Schauspielerinnen, von denen es die ganze Welt wußte, daß ein oder der andere reiche und vornehme Herr sie unterhielt; und weit entfernt sich dessen zu schämen, oder von der Welt deshalb gemieden und getadelt zu werden, genossen sie der allgemeinen Achtung und Bewunderung; und statt die Anbeter dieser gefeierten Göttinnen des Publikums zu verachten und ihre Handlungsweise zu verdammen, konnten die übrigen Männer nicht verhehlen, wie sehr sie sie beneideten. — Lasen Sie nicht öfters in den Zeitungen die Erwähnung der zahlreichen Be-

wunderer dieser oder jener Tänzerin, der warmen Verehrer dieser oder jener Sängerin, und tausend ähnliche Dinge? — — Wie können Sie nun verlangen, daß ein siebzehnjähriges, unerfahrnes Mädchen meines Standes, vor Beschämung in Verzweiflung gerathe, weil einer der schönsten und reichsten jungen Leute, der Sohn eines Pairs von Frankreich bereit ist tausendmal mehr für sie zu thun, als die meisten Männer für ihre Frauen; besonders Männer unsres Standes, die eine Frau gewöhnlich nur als Wirthschafterin und Köchin betrachten, und sie nur in höchst seltnen Fällen so gut und achtungsvoll behandeln, wie sich der Marquis stets gegen mich benahm und noch benimmt.

Tegnier bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Diese Grundsätze, — rief er in schmerzlicher Entrüstung aus; — dies Versöhntsein mit der schimpflichsten Entehrung, — dieser unauslöschliche Stempel der Schande auf der jugendlichen Stirn — und Alles, Alles für Geld, — für Bequemlichkeit! — Und ich — ich habe Theil genommen an diesem ehrlosen Handel, mit den Epaulets auf den Schultern, und dem Schwert an der Seite! —

Ich sagte Ihnen schon, sprach Sophie, daß der Marquis hieran unschuldig ist.

Unschuldig! schrie Tegnier im höchsten Zorne, unschuldig, wenn er auf Alles eingeht und mich sowohl als Deinen Vater betrügt? —

Er liebte — das ist Alles, entgegnete Sophie; hätte ich und meine Mutter eine wirkliche Heirath gewünscht, dann würde ich ihn wohl auf ewig verloren haben; und nach Allem was schon zwischen uns vorgefallen war, wäre mir nichts als die Schande und vielleicht eine gerichtliche Entschädigung geblieben; — oder Sie hätten durch ein Duell die Sache erst recht unter die Leute gebracht; — und Sie wissen ja, daß so etwas nach einem Duelle abgethan ist.

Ich hätte ihn umgebracht, sprach Tegnier kalt.

Wenn auch! — was würde das mir geholfen haben. — Ich bitte Sie um Gotteswillen, Onkel, lassen wir diese Sache ruhen. Das Geschehene ist ja ohnedies nicht mehr zu ändern; und wenn ich nun einmal keine so erhabenen Gefühle hege, wenn ich mit meinem Loose zufrieden bin, weshalb wollen Sie aufs Neue etwas anregen, was der Welt entweder ein Geheimniß ist, oder woran sie sich gewöhnt hat und darüber schweigt!

Und nachdem der Marquis nicht nur Dich, die Du dies leider weder zu empfinden, noch zu fassen

vermagst, sondern auch Deine Eltern und Dein Kind mit Schande bedeckt hat, — wendet er Dir den Rücken und verläßt Dich.

Verläßt mich? — O nein; ich genieße im Gegentheile noch größerer Bequemlichkeit und Freiheit, als dies bisher der Fall war; — denn seitdem der Marquis, wie ich das aus einem Briefe, den Herr Raimbeault mir von ihm überbrachte, weiß, sich verheirathet hat, — —

Verheirathet? rief Tegnier sie unterbrechend. —

Natürlich, — erwiederte Sophie, der man es ansehen konnte, daß sie nachgerade des ganzen Streites überdrüssig wurde; — Sie können sich wohl denken, daß dies später oder früher geschehen mußte. — Wer könnte sich auch einbilden, daß ein junger, reicher, vornehmer Herr, — nach dessen Hand und Vermögen so viele Netze ausgespannt sind, einer Geliebten zu Liebe bis an sein Ende unverheirathet bleiben, und seine Familie ohne Erben lassen wird.

Ich sehe, — sprach Tegnier aufstehend, — daß alles weitere Streiten nutzlos ist. Dein Charakter wie Dein Herz ist so verschroben, um nicht zu sagen so niedrig, daß Du nicht den entferntesten Begriff von dem zu haben scheinst, was mir das Blut zum Herzen treibt! — Was soll nun aus Alphons wer-

den? — O daß das Geschick Deines Kindes Dich so ruhig läßt, während Du ihm ein Leben voll Schande und Erniedrigung bereitest! —

Alphons erhält die sorgsamste Erziehung, und Sie können versichert sein, daß weit besser für ihn gesorgt wird als hätte ich Herrn Penieux, den reichen Fleischer, oder Herrn Barbeau, den geizigen Müller, die ja wie Sie wissen meine Freier waren, geheirathet, und er wäre der Sohn des einen oder des andern. — Der Marquis liebt das Kind, und wird gewiß nicht versäumen, um ihm eine ordentliche bürgerliche Stellung zu sichern. Möge er nun Offizier werden, oder irgend eine angesehene Civilbedienstung erhalten, — worauf er durch die Prodektion des Marquis rechnen kann, — so wird gewiß Niemand nach seinem Taufzeugnisse fragen; und erfährt man auch seine Abkunft, fuhr sie mit einigem Stolze fort, — so kann es ihm, meinem Gefühle nach, durchaus nicht zum Nachtheile gereichen, der natürliche Sohn eines Pairs von Frankreich zu sein.

Meinst Du? — sagte Tegnier verächtlich.

Um Sie vollkommen zu beruhigen, fuhr die junge Frau fort, die Bemerkung ihres Oheims unbeachtet lassend, will ich Ihnen sogleich die Verschreibung

zeigen, kraft welcher mir und meinem Sohne ein anständiges Einkommen gesichert ist.

Schweig! rief Tegnier sich mit Ekel abwendend; — schweig! ich will nichts mehr von diesem schmutzigen Handel wissen. — — Sophie, — fuhr er dann in strengem Tone fort, — Morgen nehme ich Clarissen mit mir. — — So lange ich wähnte, Du seiest die Gattin des Marquis, war sie bei Dir als Frau und meiner nächsten Verwandten an ihrem Platze, und ich beruhigt; — jetzt kann ich nicht mehr wünschen, daß sie bei Dir bleibe.

Bei diesen Worten empfand die junge Frau zum erstenmale ein gewisses, räthselhaftes Gefühl der Beschämung, — sie erröthete tief, und ihre Eitelkeit war verletzt.

Wenn sie auch das Entehrende, das in ihren Verhältnissen lag, nicht recht zu fassen vermochte, so traf sie doch der Gedanke, daß ihr Onkel sie für unwürdig hielt, seine Tochter zu erziehen, unmittelbar, und lag vollkommen innerhalb der Grenzen ihrer Begriffe.

Gut, — entgegnete sie kalt, jedoch mit schlecht verhehlter Beschämung; — ich hätte für mein eignes Kind nicht besser sorgen können, als ich dies für Clarisse that. — Aber gleichviel, — wie es Ihnen

beliebt, mein Onkel. Wir werden ja sehn, ob unter jenen gepriesenen, tugendhaften Frauen, neben denen ich Ihnen so verächtlich erscheine, sich eine finden wird, welche Ihre Tochter sorgsamer erzieht und inniger liebt als ich.

Unterhaltene Frauen und Tänzerinnen, die ein Heer von Bewunderern haben, mögen hierüber vielleicht anders denken und fühlen, — unterbrach Tegnier sie streng; — meine Tochter jedoch hat nur eine Aufgabe im Leben: unbescholten und tugendhaft zu sein. — Sie kann und wird nicht in diesem Hause bleiben.

Wie Sie wollen, — erwiederte seine Nichte erzürnt und aufgeregt; — ich bedaure nur, daß Sie die Freude, die ich empfand, als Sie diese Schwelle betraten, mir so sehr zu verbittern wußten. Es sei darum; — — Eines werden Sie jedoch erproben: daß nämlich ein so verachtetes Wesen als ich fern von jeder Regung des Hasses und der Rache ist.

Tegnier befand sich in einer eigenthümlichen Lage. Er durchschaute klar, wie sehr verfehlte Erziehung und die Gesellschaft einer strafbaren Mutter dies schöne Wesen herabgewürdigt hatten, in dessen Herzen, ungeachtet aller seiner Verirrungen, eine Art von Rechtlichkeits- und Pflichtgefühl un-

verkennbar war. — Sein Zorn begann dem Mitleid Platz zu machen, und es schien ihm, als sei er zu weit gegangen, als wären seine Worte zu scharf, zu verwundend gewesen. Er sah ein, daß an dem Geschehenen nichts mehr zu ändern war, und daß es höchstens noch in seiner Macht stand, seine Nichte zu rächen. — Doch der Marquis war der Verführer und Verführter in einer Person, — und hatte nicht mehr versprochen als er gehalten. — Hier hätte also jede Rache das Uebel noch vermehrt, statt ihm zu steuern. — Hinwieder stand aber auch die Ueberzeugung fest in ihm, daß er seine Tochter nicht durch eine Frau in Sophien's erniedrigenden Verhältnissen erziehen lassen konnte, und daß die Stellung, die er sich in der Welt errungen, und die wir später kennen lernen werden, es ihm zur Pflicht machte, sein Kind vor jedem Schatten der Zweideutigkeit zu bewahren — und mit seiner Nichte so wenig als möglich in Berührung zu kommen.

Was ich Dir sagte, Sophie, — sprach er in milderem Tone, — muß geschehen; — doch wollen wir nicht im Zorne von einander scheiden. — Ich bemitleide Dich, denn ich fühle wohl was Du sein konntest, — und was unwiederbringlich aus Dir geworden ist.

Es ist doch sonderbar, — sprach Sophie verletzt, — daß manche Menschen uns, die wir vom Geschicke schon im zartesten Alter so vielen Versuchungen preisgegeben, denen schon von Kindheit an jene leichten Grundsätze eingeprägt wurden, die sich, ohne alle Ansprüche auf erhabne Tugend, jedem Verhältnisse anschmiegen, — daß man, sage ich, gerade uns für so verächtlich hält. — Ich war dem Marquis unverbrüchlich treu; ich liebe mein Kind mit der innigsten Mutterliebe, — ich kann mir nicht den Vorwurf machen, daß ich seinen Vater, — was vielleicht in den ersten Jahren unsers Verhältnisses nicht unmöglich gewesen wäre, — hätte verleiten wollen, meinetwegen sich mit seiner Familie zu entzweien und mich zu seiner Gattin zu erheben. — Ich verstrickte ihn nie, wie dies so Viele in meiner Lage thun, in unüberlegte Ausgaben, die ihm verderblich werden konnten; ja ich kann mir sogar das Zeugniß geben, daß ich ihn nie um etwas gebeten, nie irgend etwas von ihm verlangt habe. — Glauben Sie mir, es gibt unter jener mit dem Zeichen der Schande gebrandmarkten Klasse von Frauen oft innigeres Anschließen und uneigennützigere Treue und Redlichkeit, als bei Euern sogenannten Ehen, wo Geld und Rang häufig eine eben so große,

wenn nicht größere Rolle spielen, als in Verhältnissen gleich den meinigen. — Ich kenne junge und sogar ältere Frauen genug, die das Vermögen ihrer Männer mit verworfnen Tagedieben verschwenden; mit Menschen, die in jeder Beziehung weit unter ihren Gatten stehen, und denen ich, die — — sie stockte, und eine Thräne trübte ihr helles Auge, — denen ich, fuhr sie leiser fort, die Thüre weisen und mich ihres Umgangs schämen würde.

Alles was Du sagst — sprach Tegnier schmerzlich, dient nur dazu, mich noch mehr zu betrüben, denn ich erkenne daraus, wie edel die Anlagen waren, die hier durch schlechte Grundsätze und Verderbtheit auf Irrwege geleitet wurden.

Es mag sein, daß ich den einmal angenommenen Begriffen gemäß, auf Irrwegen wandle, — entgegnete die junge Frau mit leisem Lächeln; — doch kann ich mir wenigstens nichts vorwerfen, was mich meinen Grundsätzen nach, mit mir selbst in Zwiespalt bringen könnte. — Sie lächeln, Onkel, — fuhr sie erröthend fort — weil ich es wage von Grundsätzen zu sprechen; — doch wer weiß, ob ich deren nicht strengere hege als Manche, die sich derselben rühmen, während sie doch nur Leidenschaften und Launen besitzen.

Tegnier sah ein, daß hier weder Vernunftgründe noch Strenge zum Ziele führen könnten.

Wenn zwei Menschen von verschiednen Lebensrichtungen ausgehen, werden ihre Ansichten selbst nach langem Streiten und Zergliedern sich nur selten vereinen.

Sage mir, Sophie, — begann er nach kurzem Schweigen aufs Neue, — in welchem Verhältnisse stehst Du jetzt zu dem Marquis, — welche Verbindung besteht zwischen Euch?

Das kann ich Ihnen mit kurzen Worten erklären, entgegnete seine Nichte. — Meine Liebe für den Marquis war eine leidenschaftliche. Ich weiß nicht ob, was ich so oft gehört und gelesen, sich bewährt: daß nämlich solch flammende Leidenschaften sich in sich selbst verzehren; — an mir selbst jedoch erprobte ich das Gegentheil. — Während ich den Marquis oft und lange sah, schien es mir als ob ich ihn täglich heißer liebte. Als später seine Besuche seltner und kürzer wurden, litt und weinte ich viel, und es gab auch Augenblicke, wo ich ihm die bittersten Vorwürfe machte. — Umsonst! — Die Liebe verlangt ihre Rechte — sie bleibt sich ewig gleich!

Der Marquis vertheidigte sich nicht, sondern

suchte im Gegentheile mich zu besänftigen. Er wußte nur zu gut, daß ihn sehen, in seiner Nähe sein, alles war was ich wünschte, daß ich nichts weiter ersehnte. Deshalb suchte er, so oft wir beisammen waren, mich durch die Versicherung zu beruhigen, daß sein Herz stets mein Eigenthum bleiben und in dieser Hinsicht kein Verhältniß, selbst seine Verheirathung nicht, irgend eine Aenderung herbeiführen könne.

Jetzt sehn Sie mir ins Auge, Onkel, und hören Sie weiter: ob ich denn wirklich ein so niedriges, verworfenes Geschöpf bin, das Sie für unwiederbringlich verloren halten. — Der Sinn alles dessen, was der Marquis mir so oft wiederholte war in kurzen Worten der: daß ich, — wie dies so oft der Fall ist, — auch dann seine Geliebte bleiben solle, wenn eine andere seine Gattin sei! — —

So ist's — unterbrach sie Tegnier spöttisch; — und weshalb auch nicht; — Du hast Recht, das geschieht ja so häufig. — —

Und die Frauen, — unterbrach ihn Sophie — suchen dann oft Trost in kleinen Liebesabenteuern. — Andere würden vielleicht ein Anerbieten, gleich dem des Marquis, angenommen haben, — und leichter als alle wohl jene gefeierten Künstlerinnen,

die die Welt so sehr vergöttert. — Ich wies es entschieden zurück, was den Marquis selbst zu überraschen schien. — — Aus Rücksicht für mein Kind und auch für mich, die ich ihm meine Jugend geopfert, theile ich seine Einkünfte, — natürlich in sehr bescheidnem Maßstabe, — mit seiner Gattin, — seine Liebe hätte ich mit Niemand auf der weiten Welt theilen mögen.

Tegnier betrachtete sie mit aufmerksamer Theilnahme und sagte seufzend: Sophie! — wie viel, — wie unendlich viel ging in Dir verloren!

Nichts ging in mir verloren, — entgegnete sie, mit einem Anflug von Selbstbewußtsein, — denn wäre dies der Fall, so würde ich mich anders benommen haben. Wissen Sie nun, wie das Alles endete? — Der Marquis versuchte es ein paarmal mich in den Netzen seiner Liebe festzuhalten; — doch es gelang ihm nicht, — und seitdem er selten kam, war seine Anwesenheit stets mit einiger Zerstreuung verknüpft; ich wußte endlich auch, daß der Zeitpunkt seiner Vermählung immer näher rückte, — — und so schlief die Liebe nach und nach in meinem Herzen ein. — — Glauben Sie mir, Onkel, es gab Momente, wo ich dem Himmel innig dankte, daß ich Sophie Tegnier und nicht die Marquise von Mailly

war; denn ein Mann, den so viel Liebe, so viel Treue, so viel innige Anhänglichkeit nicht zu fesseln vermochten, würde auch als Gatte mir die Treue gebrochen haben. — So bin ich frei — — der Marquis sorgt für seinen Sohn; — dies ist seine Pflicht; und sollte er sie je vergessen, so wäre das der einzige Fall, wo ich mich überwinden könnte ihn, sogar gesetzlich, daran zu mahnen, obgleich solch ein Schritt mein Leben verbittern würde. — Ich lebe von den Interessen der Summe, die er mir verschrieben, und die ich durch meine Ersparnisse schon um etwas, obgleich nicht viel, vergrößert habe. — Seitdem der Marquis verheirathet ist, hat er mich nur zweimal besucht; — und ich, die von Ihnen Verachtete, der sich tausend Gelegenheiten zur Untreue darboten, that nichts was einer Marquise von Mailly zum Vorwurfe gereichen könnte; ja ich habe von dem Momente an, wo ich ihn verheirathet wußte, selbst von dem Marquis nicht das unbedeutendste Geschenk angenommen. — —

Sophie schwieg nach diesen Worten, und in ihren Zügen drückte sich so viel Selbstgefühl, so viel Siegesfreude aus, daß sie in diesem Augenblicke reizender erschien, als sie es je gewesen. — Endlich reichte sie Tegnier die Hand und fragte sanft: nun,

Onkel, bleiben Sie immer noch dabei, Ihre Tochter andern Händen zu übergeben?

Tegnier drückte die Hand seiner Nichte; — ein eigenthümliches Lächeln glitt über sein Gesicht, und nicht ohne Herzlichkeit rief er aus: Bei Gott! ich kann es mir nicht ableugnen, daß Du, in Deiner Art, eine Seltenheit und nicht aller Achtung unwürdig bist. — Aber nicht in jedem jungen Herzen ist die Grundlage so gut, so gesund und redlich, wie in dem Deinen, — und wenn wir in und mit der Gesellschaft leben wollen, müssen wir auch die einmal von ihr anerkannten Begriffe ehren, und uns vor ihnen beugen. — Du fielst als Opfer Deiner jugendlichen Unerfahrenheit, — — doch wußtest Du nach diesem Fehltritte Deine Ehre vor jedem andern Makel zu bewahren. Wer bürgt mir dafür, daß mein Kind, wenn es einst anfängt über Deine Verhältnisse nachzudenken, nicht auf ähnliche Irrwege geräth, — und zwar eben weil es Dich lieben und an Deinem Beispiele sehen wird, daß man selbst in einer Lage wie die Deinige ist oder vielmehr war, sich jene Eigenschaften bewahren kann, die das Herz gewinnen.

Ich widerspreche Ihnen nicht, — sagte Sophie mit einem Seufzer — Sie haben Recht. — Die

Welt hat nun einmal ihre festbegründeten Ideen und Ansichten, und jedenfalls fühlt man sich ruhiger und gesicherter, wenn man der allgemeinen Meinung nicht Trotz bietet, und von der Welt nicht fordert, daß sie unsertwegen von ihren Begriffen abweiche. — Ich liebe Clarissen innig, und eben weil ich alle jene Klippen, an denen das junge Herz so leicht Schiffbruch leidet, nur zu gut kenne, wäre es mir vielleicht möglich gewesen, ihre Erziehung auf eine Weise zu leiten, daß sie, unterstützt von festen Grundsätzen, der Gefahr hätte widerstehen können. —

Wenn Du sie liebst, entgegnete Tegnier, mußt Du ja selbst wünschen, daß ich sie einem Leben entgegen führe, das sie mit jenen Klippen so wenig als nur möglich in Berührung bringt. — — Morgen verlasse ich Dich, beste Sophie! — Es kann sich ja fügen, daß wir uns im Leben noch oft wieder finden; — und dann werden Erfahrungen Deine Ansichten ergänzt und geregelt haben. —

Als dieser Punkt zwischen Beiden in's Reine gebracht war, gab Madame Robert dem Gespräch rasch eine andere Wendung. — Es war eine ihrer Eigenheiten, wenn etwas einmal entschieden war, jeder weitern Besprechung sogleich den Weg abzuschneiden.

Dies wäre also abgemacht, — sprach sie, indem aufs Neue das reizende Lächeln ihre Lippen umspielte, das die Zufriedenheit mit dem ihr beschiednen Loose so unbestreitbar darlegte. — Ich habe eine Bitte an Sie, bester Onkel, fuhr sie theils aus Neugierde, theils in der Absicht fort, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Sie schulden mir noch eine höchst interessante, und meine ganze Theilnahme in Anspruch nehmende Mittheilung.

Als Sie Clarissen zu mir brachten, war ich nicht hier. Ich besuchte meine Mutter, die nach meiner Entfernung aus dem Vaterhause häufig kränkelte, jetzt aber ganz hergestellt ist. — Ich weiß von Ihrer Heirath nur, was jener Brief, den Sie für mich zurückließen, mir mittheilte, und das ist eben so traurig als unbefriedigend. Er sagte mir nur, daß Sie Ihre Gattin anbeteten, daß diese in Folge irgend eines Vorfalls starb und Clarisse Ihr einziges Kind ist; — das ist Alles. Jetzt, nachdem Jahre über Ihre Trauer hingegangen sind, ist die Wunde wohl so weit vernarbt, daß die Berührung derselben nicht mehr gar so schmerzlich — —

Die Berührung dieser Saite wird stets schmerzlich in meiner Seele wiedertönen, unterbrach sie

Tegnier, dessen Züge ein trüber Ausdruck verschattete; — — doch manchmal däucht es mir, als müßte es meinem Herzen wohlthun, von meiner Jenny sprechen zu können.

Ich begreife das wohl; — in der ersten Zeit, nach einem schmerzlichen Verluste, gleicht alles was uns daran erinnert, der Berührung einer frischen Wunde; — wenn dann unser Herz sich lange Zeit in seinen Schmerz versenkt hat, — wenn er gleichsam zu einem Theile unsers eignen Seins und Lebens geworden ist, — — gewöhnen wir uns daran, und die Wehmuth, die ihn begleitet, gewährt uns sogar eine Art süßen Genusses. Denn obgleich er unser Herz tief ergreift und erschüttert, möchten wir doch um keinen Preis uns von ihm trennen; und in dieser Epoche des Schmerzes ist es oft trostbringend, sich ihm ganz hinzugeben, — und in eines Freundes Busen auszuschütten, was wir bisher in des eignen Herzens Tiefe, vor jedem spähenden Auge bargen.

So ist es, — sprach Tegnier, und ich will es über mich gewinnen, Dir einen kurzen, aber unvergeßlichen Abschnitt meines Lebens mitzutheilen.

Du weißt, daß ich, nachdem ich den Kriegsdienst verlassen hatte, bei dem Handelshause Solange und

Compagnie eine Anstellung erhielt und mir nach einigen Jahren eines der vielen diesem Hause gehörigen Schiffe anvertraut wurde, dessen Kapitain ich auch jetzt noch bin.

Vor ungefähr sieben Jahren verließ der Terrible, dies ist der Name meines Schiffes, mit einer reichen Fracht verschiedener Waaren und ungefähr vierzig bis fünf und vierzig Auswanderern an Bord, den Hafen von Toulon.

Er war nach Südwallis bestimmt, wo das Haus Solange mit dem Handelshause Wattfield, welches zu jener Zeit ein bedeutendes Etablissement in Sidney gegründet hatte, in Handelsverbindungen stand.

Ich will von dieser Reise nur das erwähnen, was in enger Verkettung mit meiner eignen Geschichte ist.

Wir näherten uns schon dem Cap der guten Hoffnung — wo ich im Auftrage meiner Schiffsherren Einiges zu besorgen hatte, als der Matrose im Mastkorbe ein Raubschiff signalisirte.

Es hatte uns von Weitem wahrgenommen, und suchte, trotz dem widrigen Winde, uns auf jede Weise zu entkommen.

Die See ging hoch, so daß es manchmal ganz verschwand, dann wieder unerwartet auf der Spitze

einer Welle auftauchte und bald von Neuem unsichtbar wurde, als ob das Meer es verschlungen hätte.

Ich muß gestehn, daß ich wenig Lust verspürte, diese Nußschaale, die das Meer hin und her warf, zu verfolgen, da mein Schiff, auf welchem sich unter den Auswanderern auch Frauen und Kinder befanden, so schwer geladen hatte, daß solch eine Jagd besonders bei hochgehender See, eben keine angenehme Unterhaltung versprach. Doch mancherlei Umstände führten endlich die Entscheidung herbei.

Da der Wind immer heftiger wehte, wurde die kleine Felucke alle Augenblicke in unsre Nähe geworfen, und schien uns, wahrscheinlich sehr gegen ihren Willen, neckend zu ihrer Verfolgung aufzufordern.

Dieser Umstand erregte in meiner Schiffsmannschaft den Wunsch, das unverschämte kleine Fahrzeug mit einigen Kugeln zu begrüßen.

Ich hatte nichts gegen diesen unschuldigen Wunsch einzuwenden, und ließ ein paar Schüsse nach ihm thun.

Die Sonne neigte sich eben dem Untergange zu, und ihr ersterbendes Licht lag wie ein schwerer Gluthring auf den Grenzen des Horizontes; es schien als ob der Wind ihre Strahlen den Wogen

zugeweht hätte, deren Spitzen in bläulichem Schimmer schwammen.

Die Felucke wendete sich nach dieser Begrüßung alsogleich zur Flucht, — und durch mein Fernrohr konnte ich wahrnehmen, daß sie Schaden erlitten haben mußte. Einer ihrer Masten wankte, und unter der Mannschaft herrschte geschäftiges Treiben.

Wir hatten am vorhergehenden Tage einen heftigen Sturm ausgestanden, welcher jedoch meinem neuen, mit Kupfer beschlagnem Schiffe durchaus keinen Schaden zugefügt; je näher wir hingegen der feindlichen Felucke kamen, desto deutlicher erkannte ich, daß es nicht unsre Schüsse allein gewesen waren, die dort alles in Bewegung brachten, sondern daß das Fahrzeug wahrscheinlich durch den Sturm sehr gelitten hatte, in welcher Ansicht mich die Anstrengungen, die es machte, um uns zu entkommen, noch bestärkten. — Da dies alles unsre Aufgabe bedeutend erleichterte, fügte ich mich endlich dem allgemeinen Wunsche, und gab Befehl die fliehende Felucke zu verfolgen.

Sobald die Räuber unsre Absicht bemerkten, boten sie Alles auf, um durch eine geschickte Wendung unter den Wind zu gelangen und uns so zu entkommen. Da der Wind uns entgegen war, würde

ihnen dies auch wahrscheinlich gelungen sein, wenn der Befehl, Jagd auf sie zu machen, nur ein paar Minuten später erfolgt wäre. — — Da jedoch der Terrible ein herrlicher Segler war, gelang es uns, durch eine kühne Wendung den Fliehenden den Weg abzuschneiden, und ihnen zugleich eine volle Ladung zu geben, die auf dem ohnedies beschädigten Schiffe so viel Unheil anrichtete, daß wir ihm immer näher kamen, und es meinen Leuten bald gelang, es zu entern.

Der Kampf, der nun erfolgte, war jedoch keineswegs so leicht, als wir ihn Anfangs wähnten. Obgleich die Räuber nur etwa achtzehn oder zwanzig Mann zählen mochten, und mehrere der Ausgewanderten sich zu unsrer Schiffsmannschaft gesellt hatten, schien unsre bedeutende Ueberzahl sie durchaus nicht zu erschrecken.

Sie wehrten sich verzweifelt, und da sie sahen, daß sie entweder siegen oder sterben mußten, waren einige derselben so tollkühn, unser Verdeck zu erklettern.

Doch Alles war vergebens, und nach halbstündigem, wüthendem Kampfe, lag die Mehrzahl der Räuber todt hingestreckt, während die übrigen sich uns ergeben mußten.

Ich ließ die Felucke in's Schlepptau nehmen und durch einige meiner Leute ihre Ladung untersuchen.

Gegen Morgen legte sich der Wind, und wir gewannen dadurch Zeit, dies mit Muße zu thun.

Wir fanden die verschiedenartigsten Waaren, und zu unserm Erstaunen auch ein paar Gefangene.

Dies waren ein Engländer und seine Tochter, ein höchstens achtzehn= bis zwanzigjähriges junges Mädchen, die gebunden in der Kajüte des Kapitäns lagen.

Als sie sich etwas von ihrem Schrecken erholt hatten, erzählte ersterer: wie das Kauffartheischiff, auf welchem sie sich befunden hatten und das für das Kap der guten Hoffnung bestimmt gewesen, bedeutend durch den Sturm beschädigt und in Folge dessen durch das Raubschiff gekapert worden war. Die ganze Mannschaft des Kauffahrers wurde niedergemetzelt und nur das Leben dieser beiden geschont.

Die Tochter war todtkrank; sie hatte während der Reise das Nervenfieber bekommen, und diesem Umstande verdankte sie es wahrscheinlich, daß die Räuber ihr nichts zu Leide gethan.

Uebrigens versprach ihr Vater auch dem Raubgesindel, das ihn aller seiner Habe beraubt, eine be=

deutende Summe, falls sie ihn sammt seinem Kinde in irgend einer spanischen oder französischen Hafenstadt an's Land setzten, da er sich dort, durch seine ausgebreiteten Verbindungen, die Mittel zur Erfüllung seiner Zusage zu verschaffen hoffte.

Zum Glück war mein Schiffsarzt einer der geschicktesten, und da ich Alles aufbot, um der Kranken jede Bequemlichkeit zu verschaffen, gelang es, sie so weit herzustellen, daß sie, als wir bei der Kapstadt anlangten, zwar noch unendlich schwach, doch außer aller Gefahr war.

Der Engländer, der hier nur kurze Zeit verweilen konnte, da seine Handelsverbindungen ihn nach Madras riefen, war gezwungen, seine Tochter, die er in Indien an den Sohn eines reichen Handelsherrn verheirathen wollte, für's erste in der Kapstadt bei einer befreundeten Familie zurückzulassen, da ihre Kräfte einer so ermüdenden Reise noch nicht gewachsen waren.

Derselbe Freund, dem er sein Kind anvertraute, versah ihn auch mit den nöthigen Geldern, denn obgleich ich ihm eine bedeutende Summe, über die ich verfügen konnte, anbot, wollte er doch keine neuen Verbindlichkeiten gegen mich eingehen, sondern sprach nur seinen Dank in warmen Worten aus.

Ich hatte nie geliebt, und dies Mädchen weckte zuerst eine Leidenschaft in meiner Brust, die sie selbst, wie sie mir gestand, in vollem Maße theilte.

Die Heirath, welche ihr Vater projectirte, war von jeher ihren Wünschen entgegen gewesen, obgleich sie nicht den Muth hatte, seinem Willen zu widerstreben.

Der junge Mensch, dem er sie bestimmte, war der Sohn eines reichen Kaufmannes in Madras. Sie hatte ihn kurze Zeit in London gekannt, wohin sein Vater ihn, theils im Interesse seiner Geschäftsverbindungen, theils in Folge des zwischen den beiden Vätern verabredeten Heirathsplanes schickte.

Jenny gestand ihrem Vater offen: daß sie durchaus keine Neigung für den jungen Mann empfinde, doch dieser beharrte entschieden bei seinem einmal ausgesprochenen Willen, und so blieb ihr nichts übrig als zu gehorchen, obgleich sie es nicht vermochte, ihrem Bräutigam anders als mit der größten Kälte zu begegnen.

Während unsrer langen Reise war ich viel in Jenny's Gesellschaft gewesen, und da sie in der Kapstadt zufällig bei einem jener Handelsherren wohnte, mit welchen ich im Auftrage meiner Rheder viel zu thun hatte, sah ich sie täglich ein-, auch zwei-

mal, und Niemand fand es auffallend, daß sie gern in der Nähe desjenigen weilte, dem sie die Rettung ihres Lebens dankte.

Ich weiß nicht wie es kam, doch ging die Sache unbegreiflich schnell. Wir liebten uns, des Mädchens Vater war auf einer weiten Reise begriffen, die immer zu den unsichern gehörte; wir waren beide voll Anhänglichkeit, voll festem Willen uns nie zu trennen, — — dies alles möge Dir erklären, daß wir den Entschluß faßten, die Gelegenheit zu nützen, besonders da ich nur kurze Zeit in der Kapstadt verweilen konnte, wo meine Geschäfte mich nicht lange fesselten.

Bald war ein Geistlicher gefunden, der im Beisein einiger meiner Freunde die Trauung vollzog, ohne daß der von seinen Geschäften stets in Anspruch genommene Kaufmann, in dessen Hause Jenny sich aufhielt, eine Ahnung davon hatte.

Als alles zu unserer Abreise bereit war, eilte meine Gattin eines Morgens, als noch alle ihre Hausgenossen schliefen, in meine Wohnung, und bald befanden wir uns auf hoher See, weit entfernt von der Kapstadt.

Unsere Ehe war unendlich glücklich, und da Jenny's Vater sehr an diesem seinem einzigen Kinde

hing, und endlich sein und seiner Tochter Leben doch mir zu danken hatte, hofften wir, daß er durch den Brief, den Jenny für ihn in der Kapstadt sammt einigen entschuldigenden Zeilen an ihren Hauswirth, welche auch die Bitte um Beförderung dieses Briefes enthielten, zurückließ, sich erweichen lassen, und uns seine Verzeihung gewähren würde.

Nachdem ich meine Reise glücklich beendet hatte, brachten wir einige Monate in Toulon zu, wo meine Gattin mich mit einer Tochter beschenkte. — Doch leider rief die Pflicht mich bald wieder auf die Wogen des Weltmeers, und Jenny war noch nicht wieder völlig hergestellt, als ich sie schon verlassen mußte.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als sie in Toulon zu lassen, wo ich einige Bekannte besaß.

Das Glück begünstigte mich, und noch nie war es mir in so hohem Grade gelungen, mir die Zufriedenheit meiner Schiffsherren zu erwerben, als während dieser Reise.

Wie selig war ich, als ich nach zehn Monaten der Abwesenheit mein Weib umarmen konnte, das ich zwar leider nicht vollkommen gekräftigt, aber schöner als je wiederfand.

Wir dachten viel über unsere Zukunft nach, und

Jenny faßte den Entschluß sich nie wieder von mir zu trennen. — — Sie hatte während unserer ersten Reise gesehen, wie Frauen und Kinder ihren Gatten und Vätern in eine neue Heimath folgten, und trug die feste Ueberzeugung im Herzen, daß sie sich nirgends so glücklich und ruhig fühlen würde, als an meiner Seite.

Doch ungeachtet unseres häuslichen Glückes sah ich wohl, daß irgend ein Gedanke meine Jenny verdüsterte; ich las in ihren Zügen, daß ihr Herz bedrückt war, aber nie wollte sie dies eingestehen, bis endlich ein Brief ihres Vaters anlangte, der nach Toulon an meinen Schiffsherrn adressirt war, damit er desto sicherer in meine Hände gelange.

Als Jenny diesen Brief erblickte, fiel sie mir um den Hals und gestand mir, daß das Ausbleiben jeder Nachricht von ihrem Vater die Ursache ihres Kummers gewesen, und sie jetzt keinen andern Wunsch mehr hege, als daß der Inhalt seines Schreibens für uns beide befriedigend sein möge.

Ich muß gestehen, daß, obgleich ich anfangs auch glaubte oder vielmehr glauben wollte, daß der Vater meines Weibes sich in das Unabänderliche fügen würde, dieser Glaube doch durch das lange

Ausbleiben jeder Antwort auf Jenny's Schreiben sehr erschüttert worden war.

Mein Schwiegervater, der sich jung verheirathet und seine Gattin bald verloren hatte, konnte kaum mehr als vierzig Jahre zählen, und war, wie meine Frau mir versicherte, nicht nur ein warmer Bewunderer des schönen Geschlechtes, sondern hatte auch öfters auf eine zweite Heirath hingedeutet.

Es gab keinen abgesagtern Feind alles Reisens als ihn; man konnte sich also wohl denken, daß nur sehr wichtige Gründe ihn zu einer so weiten und beschwerlichen Reise zu bestimmen vermochten, als jene war, die ohne meine Dazwischenkunft wahrscheinlich höchst unglücklich für ihn geendet haben würde.

Dennoch waren wir weit entfernt, das volle Gewicht dieser Gründe zu ahnen und wähnten, daß es vorzugsweise seine Handelsverbindungen gewesen, die ihn dazu bestimmt hatten.

Der Brief, den meine Gattin seit einigen Minuten unerbrochen in der bebenden Hand hielt, dieser Brief, an welchen sich so viel Zweifel, so viele Hoffnungen knüpften, erklärte uns Alles, und brachte zugleich eine so fürchterliche Wirkung auf meine Jenny hervor, daß ich ihn für die Ursache des To-

des des geliebten und liebenswürdigen Wesens halten muß.

Ihr Vater gab ihr in den härtesten Ausdrücken zu wissen, indem er sich zugleich ganz von ihr lossagte und ihr fluchte, daß sie, durch ihre unbedachte Verbindung mit einem Manne niederer Herkunft, dessen allein durch seine Anstellung bedingte Erwerbsquelle, noch dazu von dem Glück oder Unglücke seiner Schiffsherren abhängig sei, nicht nur seine Ehre angegriffen, indem sie ihn gezwungen sein gegebenes Wort zu brechen, sondern auch sein eigenes Glück unwiederbringlich vernichtet habe.

Es war sein Plan gewesen, die Schwester jenes Kaufmanns in Madras, mit dessen Sohne er Jenny vermählen wollte, eine noch junge und sehr wohlhabende Wittwe, zu heirathen.

Die große Geldsumme, welche er während jener Reise in Gold- und Silbermünzen bei sich führte, war in der Verwirrung der Flucht sammt seinem Gepäck und vielen andern Kisten und Waarenballen, um die kleine Felucke zu erleichtern, über Bord geworfen worden, und so sah er sich genöthigt in der Kapstadt, unter ziemlich schweren Bedingungen, bedeutende Kapitalien zur Fortsetzung seiner Reise und Tilgung einiger Schuldforderungen aufzunehmen.

Dies alles würde die projectirte Doppelheirath ausgeglichen haben, die jener Kaufmann vorzugsweise deshalb wünschte, weil er seinen Sohn in London etabliren wollte, und seine Schwester, die erst vor kurzer Zeit aus England zurückgekehrt war, Jenny's Vater kannte und einer Verbindung mit ihm sehr geneigt schien.

Es war auch Alles in Ordnung und der Tag seiner Vermählung mit der schönen Wittwe festgesetzt, als Jenny's Brief anlangte und plötzlich alle diese vortheilhaften Aussichten vernichtete.

Der Madraser Handelsherr war nicht nur höchst entrüstet über die Vereitelung eines Planes, auf welchen er die schönsten Hoffnungen gegründet, sondern warf auch Jenny's Vater in harten Worten vor: daß er seinem Sohne eine Gattin habe geben wollen, die leichtsinnig genug sei, ohne Rücksicht auf ihre und ihres Vaters Ehre, mit dem ersten Besten davonzulaufen.

Es wäre schwer, — fuhr Tegnier fort, — Dir aus dem Gedächtnisse den ganzen Inhalt des fürchterlichen Briefes mitzutheilen, in welchem mein Schwiegervater in seiner ersten Aufregung nichts und niemand schonte, — am wenigsten aber mich, den eigentlichen Urheber seines Zornes.

Ein Blick auf meine arme Jenny bewies mir nur zu deutlich, wie furchtbar der Eindruck war, den der Fluch ihres Vaters und seine bittern, schonungslosen Vorwürfe auf sie hervorgebracht hatten.

Wir sahen aus diesem Briefe ferner, daß Jenny's Vater, in Folge ihres unbedachten Schrittes, von der schönen Wittwe rund abgewiesen worden war, und daß theils diese geistigen Erschütterungen, theils das ungewohnte Klima seine Gesundheit so sehr angegriffen hatten, daß er an seiner Herstellung verzweifelte und mein armes Weib für die Mörderin seines Glückes und Lebens hielt.

So viel schmerzliche Eindrücke und der fürchterliche Schlag, den der Fluch ihres Vaters, so wie sein gänzliches Lossagen von ihr in den schonungslosesten Ausdrücken auf ihre zarte Organisation hervorbrachten, warf mein armes Weib auf's Krankenlager, — und vier Wochen später geleitete ich ihre irdische Hülle zur letzten Ruhestätte.

Ich wußte nicht, sollte ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen oder das Leben weiter fortschleppen, das mir zur Last geworden war. — Doch ein Gefühl, welches der Schmerz betäubt, aber nicht vernichtet hatte, entschied endlich. — Als ich die Waise erblickte, die noch kaum den Mutternamen stammeln

konnte, überkam mich eine Wehmuth, die, indem sie meinem Herzen jede Bitterkeit raubte, meine Seele auf's Neue kräftigte. —

Es schien mir, als könne ich das Andenken meiner unvergeßlichen Gattin nicht besser ehren, als indem ich für die Zukunft ihres Kindes Sorge trüge und mich einem thätigen Leben weihte.

Im ersten Schmerze wollte ich Jenny's Vater schreiben, wie er durch jenen grausamen Brief sein Kind gemordet habe; doch kämpfte ich diesen Vorsatz nieder, da ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, hiedurch schriftlich ein ähnliches Verbrechen zu begehen wie das, dessen Opfer meine geliebte Jenny geworden war.

Ich schrieb ihm kurz das Unglück, welches mich und die verwaiste Clarisse betroffen, — und that ihm zu wissen, daß ich seine Enkelin in Lyon einer meiner Verwandten übergeben würde.

Damals war es, wo ich Dir mein kleines Mädchen brachte. — Du warst abwesend, meine Zeit gemessen, und ich deshalb gezwungen, sie nur in Begleitung eines Schreibens in Deinem Hause zu lassen.

Dies ist der flüchtige Abriß eines kurzen, doch nur zu gewichtigen und unseligen Abschnittes meines Lebens.

Meine Pflicht wie meine Neigung rief mich zu Jenen zurück, denen ich Alles im Leben zu danken hatte. — Auf dem Meere, auf den wilden, unbändigen Wogen, denen ich von Neuem mein Fahrzeug anvertraute, — als der frische Seewind mich umwehte und das Brausen des Sturmes in mein Ohr tönte, — fand ich Kraft und Lebensmuth wieder.

— — — — — — — — — — —

Jetzt ist die Wunde vernarbt, — doch fühle ich wie sie niemals so weit heilen wird, daß ihre Berührung mir nicht schmerzlich wäre.

---

Tegnier war einer jener Männer von entschieden scharfbegränzten Grundsätzen, die bei allem was sie thun, sich im höchsten Grade consequent bleiben.

Der Charakter wie die ganze Persönlichkeit seiner Nichte, brachte nach längerem Ideenaustausche und nachdem er angefangen hatte, das eigentliche Wesen dieses sonderbaren Geschöpfes zu durchschauen, keinen unangenehmen Eindruck auf ihn hervor.

Wie Schade, dies wiederholte er sich immer und immer wieder, daß die Armuth oder wenigstens die untergeordneten Klassen, statt im Staate

jenen Schutz, jene Stütze zu finden, die jede Schwäche mit Recht ansprechen kann, so lange sie nur Schwäche und nicht niedrige Unwürdigkeit ist, — den Weg zum Verderben weit geöffnet sehen, — zu einem Verderben, das noch überdies — was der größte Beweis moralischen Verfalles ist, — sich in ein gefälliges, versöhnendes Gewand zu hüllen weiß, und dadurch das erhabene Gefühl für strenge Schicklichkeit erstickt, welches das sicherste Schild der Tugend ist. — Dann bedachte er, daß er Clarissen um so weniger unter dem Schutze dieser so jungen, so frischen, so lebenskräftigen Frau lassen könne, da diese noch weit von jenem Allen entfernt war, welches sie jetzt, wo jede Pflicht der Treue dem Marquis gegenüber aufgehört hatte, allein vor neuen Fehltritten schützen konnte. Er glaubte, daß er das Glück seiner Tochter nicht wegen der neuen und mildern Gefühle, die sich in seinem Herzen für Sophien zu regen begannen, auf's Spiel setzen dürfe.

Diese ahnte wahrscheinlich die Umwandlung, die das Urtheil ihres Oheim's erlitten hatte; ihre Züge nahmen wieder einen Ausdruck der Heiterkeit an, und sie sprach in versöhnendem Tone:

Nehmen Sie Clarissen mit sich, doch sollte sich vielleicht nicht Alles so fügen, wie Sie dies ahnen

und voraussehen, so vergessen Sie nicht, daß hier stets ein Asyl und herzliche Liebe ihrer wartet. Auch bitte ich Sie mir zu schreiben, wessen Händen Sie das Kind übergeben.

Sobald ich hierüber selbst im Reinen bin, benachrichtige ich Dich davon. Doch sprich, — fuhr Tegnier, die junge Frau aufmerksam betrachtend, fort, — bist Du denn so sicher, daß nichts an Deinem Loose sich ändern wird?

Was soll ich Ihnen hierauf antworten, — versetzte Jene, — da die Lösung dieser Frage von Zufälligkeiten abhängt. — Sie glauben vielleicht, daß ich ein neues Verhältniß eingehen könnte, — — nein — nein. Es giebt Manches, was man sich einmal im Leben verzeihen kann, — besonders wenn man vollgültige Entschuldigungen dafür hat; — doch zum zweitenmale, — nein Onkel, zum zweitenmale möchte ich meine Freiheit nicht in die Schanze schlagen, denn ich könnte keinen Mann finden, der gleich dem Marquis durch Großmuth und sanfte Schonung selbst das zu versüßen wüßte, was Sie Schande nennen; ich könnte Keinen finden, der mir von Anbeginn nur so viel verspräche, als er zu halten gedenkt, ohne eitle Hoffnungen in mir zu erwecken.

Und wenn sich nun Jemand fände, der nebst seinem Herzen Dir auch seine Hand böte?

Ich wüßte nicht wer das sein sollte, — entgegnete Sophie lachend. — Sie gewiß nicht, Onkel, — mein Musiklehrer ist in eine andere verliebt, meine Nachbarn sind verheirathete Leute, und der Einzige, mit dem ich sonst gezwungen bin in nähere Berührung zu kommen, Raimbeault, — — kennen Sie diesen Menschen? — unterbrach sie sich selbst.

Ich sah ihn ein paar Mal in Gesellschaft des Marquis, als Deine sogenannte Trauung stattfand. Dies kann man freilich nicht kennen nennen, doch war es vollkommen hinreichend, um mir eine entschiedene Abneigung gegen ihn einzuflößen.

Da sprechen Sie meine eigenen Gefühle aus, — — und dennoch ist es nicht unmöglich, daß Jene, die mich in seiner Gesellschaft sahen, die Zeugen des zuvorkommenden Benehmens waren, das ich nur gegen ihn zur Pflicht machte, da er auf die Zukunft meines Sohnes viel Einfluß haben kann, — und weil ich mich vor ihm fürchte, — setzte sie mit einem Neigen ihres schönen Kopfes hinzu, — ich wiederhole, es ist nicht unmöglich, daß Jene ein Verhältniß ganz anderer Art zwischen uns vermuthen. — Doch seien Sie ruhig, Onkel, ich — ich

werde mich nie vermählen, denn ich bin nicht Wittwe, und könnte es nie über mich gewinnen, meinen Sohn der verächtlichen Behandlung eines Fremden auszusetzen. — —

Aber lassen wir das und kehren wir zu Clarissen zurück. Machen Sie einen Versuch, — vertrauen Sie sie andern Händen; doch sollte er Ihren Erwartungen nicht entsprechen, so erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen sagte.

Tegnier hatte gesehen, mit welcher Liebe das Kind an Sophien hing, und es that ihm weh, diese Beiden zu trennen.

Doch war er, wie gesagt, ein Mann von raschem, kräftigem Entschlusse und wußte seine Empfindungen zu beherrschen, wenn sie ihn zur Schwäche verleiten und dem, was er für seine Pflicht hielt, untreu machen wollten.

Er reiste also, seinem Vorsatze gemäß, am andern Morgen mit Clarissen ab. Als das Kind den Wagen erblickte, in welchem es, wie seine Wärterin ihm gesagt, spazieren fahren sollte, schlug es freudig jauchzend in die kleinen Hände; — es wußte ja noch nicht was Trennung heißt, von der es keine Ahnung hatte.

Als Sophie die Kleine an ihr Herz drückte und ein paar warme Thränen auf ihre rosigen Wangen fielen, wurde sie plötzlich ernst und die großen, dunkeln Augen hefteten sich verwundert fragend auf die junge Frau; — aber bald nahm der Wagen wieder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und als man sie hineinhob und die Pferde anzogen, warf sie derjenigen, die bisher Mutterpflichten an ihr geübt hatte, lächelnd Abschiedsküsse mit den kleinen Händchen zu.

---

## II.

Ungefähr zwei Jahre später versetzt uns unsere Geschichte nach Favernais, in der Nähe des Städtchens Auxerre.

Dieser Ort, den man in der Gegend eigentlich Bourg-Favernais nennt, liegt in einem reizenden, freundlichen Thale.

Seine Hauptstraße steigt allmählig zu den Bergen empor, die wie ein grüner Laubkranz das Thal umschließen; und die ganze Gegend ist so still und friedlich, daß sie wohl auf Jedermann einen angenehmen Eindruck hervorbringen muß.

Die Häuser des kleinen Fleckens sind von einfacher Bauart und ganz auf den Betrieb der Landwirthschaft berechnet.

Auch sind sie größtentheils von Ackerbauern bewohnt, und ihre Mauern oft ohne allen Anwurf, doch giebt es unter ihnen auch einige zierlichere Gebäude, die den Häusern kleiner Städte gleichen.

Dieser Ort ist das Haus des Maire, welches die Ecke einer Seitenstraße bildet, nur ein Stockwerk enthält und einem jener Gemüsegärten gegenüber liegt, welche man wohl nirgends in solcher Vollkommenheit findet, als in dem schönen, herrlichen Frankreich.

Sie sind gewöhnlich von hohen Spalieren umgeben, an denen die üppigsten Aprikosen und Pflaumenbäume die fruchtreichen Zweige ausbreiten, während die wohlgepflegten Gemüsetafeln, mit ihren duftenden Blumeneinfassungen, der schmackhaften französischen Küche unerschöpfliche Vorräthe bieten.

Weiter oben, in der Hauptstraße, erblicken wir noch einige größere Häuser, die, obgleich nicht stockhoch, doch ein etwas städtisches Aussehn haben.

Dasjenige, welches vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist eines dieser Letztern; es schließt gleichsam die Hauptstraße nach den Bergen zu, während rechts und links engere Gassen und Gäßchen aus dem Flecken in's Freie führen.

Die Mitte dieses netten, glänzend weißen Hauses nimmt ein zweiter Thorweg ein, und auf jeder Seite desselben befinden sich vier Fenster, mit hellgrünen, jetzt weit geöffneten Jalousien.

Sein Besitzer ist Herr v. Beaumanoir, Obrist

und Ritter der Ehrenlegion, der, nachdem er in der kaiserlichen Armee mit Auszeichnung gedient, sich in dies freundliche Asyl, wo er von seinem Vater ein Haus geerbt hatte, aus dem Treiben der Welt zurückzog.

Oberst Beaumanoir war ein Mann von ungefähr vier und funfzig Jahren, und sein kräftiger Körperbau, seine unerschütterte Gesundheit würden es ihm wohl möglich gemacht haben, noch länger in activem Dienste zu bleiben, aber seitdem der vergötterte Held der großen Armee von seinem Throne gestiegen war, fühlte er dazu nicht die geringste Lust.

Wohl blieb er, nach der Rückkehr der Bourbon's noch einige Zeit bei seinem Regimente, benützte jedoch die erste günstige Gelegenheit, um den Dienst zu verlassen, und sich mit seiner liebenswürdigen, noch jugendlichen Gattin, mit welcher er seit ungefähr zwölf Jahren in der glücklichsten Ehe lebte, und seinem zehnjährigen Sohne, in diese stille, ländliche Einsamkeit zurückzuziehen.

Herr von Beaumanoir war heiter, gemüthlich und voll Herzensgüte; dabei hatte er Bildung genug, um ein äußerst angenehmer Gesellschafter zu sein, ohne auf gründlichere, wissenschaftliche Kenntnisse Anspruch machen zu können.

Doch übersah man dies sehr leicht, da es kaum einen anspruchslosern, einfachern Menschen geben konnte, als diesen alten Krieger.

Er war ein warmer Bewunderer Napoleon's und seiner tapfern Armee, und kannte keine größre Freude, als einen seiner alten Kameraden bei sich zu sehn, oder auf irgend eine Weise zu verbinden.

Seine Gattin war ein Bild der Häuslichkeit und konnte noch immer eine schöne Frau genannt werden, obgleich demungeachtet die Eitelkeit durchaus nicht unter ihre Schwächen gezählt werden durfte. Dabei war sie eben so liebenswürdig als gebildet und die Zierde der ganzen Gegend.

Sie stammte aus dem alten gräflichen Hause Champd'hiver, und manche unsrer Leser erinnern sich bei Nennung dieses Namens, vielleicht an Odette de Champd'hivers, die in Frankreich allgemein la petite reine genannt worden war.

Leidenschaftliche Liebe verband sie mit dem braven Beaumanoir, obgleich sie unzählige Hindernisse zu überwinden hatte ehe sie, und zwar gegen den Willen ihres Vaters, des alten Marquis von Champd'hiver, der für seine einzige Tochter wahrscheinlich glänzendere Heirathspläne hegte, seine Gattin werden konnte.

Sie lebte mit ihrem Gatten äußerst glücklich und im besten Einverständnisse, was endlich auch den ahnenstolzen, doch ziemlich unbemittelten Marquis so ganz mit seinem Kinde aussöhnte, daß der achtzigjährige Greis jedes Jahr im August, zur Zeit der Lerchenjagd, die noch immer seine Leidenschaft war, nach Favernais zu seiner Tochter kam, und dort Wochen, ja oft Monate verweilte.

Seitdem der kleine Victor, des Obersten einziges Kind heranzuwachsen begann, und alle Welt die Bemerkung machte, daß er seinem Großvater, dem alten Marquis, außerordentlich ähnlich war, — geschah es manchmal, daß der alte Herr den ganzen Winter bei seinem Schwiegersohne blieb, und während dieser Zeit seinen Enkel auf jede Weise vorzog.

Hier ereilte ihn auch vor ungefähr zwei Jahren der Tod, nachdem er sein Enkelkind zum Universalerben eingesetzt hatte.

Gegenwärtig befand sich im Hause des Herrn von Beaumanoir außer Victor noch ein kleines Mädchen, das, obgleich nicht seine eigne Tochter, von Allen gleich einer solchen geliebt wurde.

Dies Kind zählt sieben Jahre, und obgleich in diesem Alter zwei Jahre eine bedeutende Veränderung hervorbringen, erkennen wir in ihm doch

augenblicklich die kleine Clarisse, die wir in dem Momente zuletzt sahen, wo sie mit ihrem Vater Sophien verließ.

Wie es kömmt, daß wir sie im Schooße dieser, so entfernt von Lyon wohnenden Familie wiederfinden, müssen wir unsern Lesern erklären.

Es wurde schon erwähnt, daß Clarissen's Vater, ehe er sich dem Seedienste weihte, in der Armee gedient hatte; — doch müssen wir jetzt hinzufügen, wie es das Regiment Herrn von Beaumanoir's war, bei welchem er stand und wo er, wie die meisten seiner Kameraden behaupteten, durch seine kühne Geistesgegenwart zwar nicht das Leben, wohl aber die Ehre seines Obersten rettete. Er kam nämlich einer Kriegslist des Feindes dadurch auf die Spur, daß er, der Gefahr nicht achtend, im dichtesten Kugelregen einen Hügel hinansprengte, hinter welchem der Feind, wie Tegnier dies geahnt, eine Truppenabtheilung aufgestellt hatte, um Beaumanoir's Regiment zu überfallen und von dem Corps, wozu es gehörte, abzuschneiden.

Der Oberst hatte Tegnier als einen jener Krieger, welche die Epaulets allein ihren Verdiensten verdankten und weil er zugleich einer seiner kühnsten und geschicktesten Offiziere war, stets ausgezeichnet;

seit jenem Augenblicke jedoch wurde er sein wärmster Freund.

Unzähligemale wiederholte er ihm, wie glücklich er sich fühlen würde, wenn er etwas für ihn thun könne, und wie er es für eine Beleidigung halten müßte, wenn Tegnier in irgend einer Verlegenheit sich an jemand andern wenden wolle als an ihn.

Als Tegnier von Sophien's eigentlichen Verhältnissen in Kenntniß gesetzt, seine Tochter mit sich zu nehmen beschloß, war es Oberst Beaumanoir, dessen er zuerst gedachte. Er war überzeugt, daß sein Kind nirgends so gut aufgehoben sein und auf einen so herzlichen Empfang rechnen könne, als im Hause seines alten Freundes.

Deshab schrieb er von Toulon aus, wo er noch Einiges zu beenden hatte, sogleich an Herrn von Beaumanoir, von dem er in kürzester Frist die herzlichste und befriedigendste Antwort erhielt.

Um Tegnier's Zartgefühl nicht zu verletzen, nahm er das Jahrgeld an, welches dieser für den Unterhalt des Kindes bestimmte, und so war Niemand ruhiger als Tegnier, der seine Tochter in so guten Händen wußte und nun mit doppeltem Eifer sich seinem Berufe hingab, der ihm durch das stets

wachsende Vertrauen des Hauses Solange noch werther und angenehmer wurde.

In dieser gebildeten und liebenswürdigen Familie brachte die kleine Clarisse vier Jahre zu, während welcher Frau von Beaumanoir nichts versäumte, was in so zartem Alter, dessen Eindrücke jedoch für unser ganzes Leben von unberechenbarer Wichtigkeit sind, für die Bildung des Herzens und Charakters geschehen kann.

Der Oberst benachrichtigte Tegnier fleißig von dem Befinden und den Fortschritten seiner Tochter, obgleich dieser, der den größten Theil seines Lebens auf dem Meere und auf weiten Reisen zubrachte, nicht so pünktlich antworten konnte.

So verfloß die Zeit und Clarisse trat in ihr zehntes Lebensjahr, als an einem dunkeln Herbstabend ein Reisewagen vor dem Hause ihrer Pflegeältern anhielt.

Die Lebensweise der Familie Beaumanoir war heiter, gemüthlich, reich an häuslichen Freuden, aber höchst einförmig, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieser späte Besuch das Erstaunen sowohl, als die Neugierde der Hausgenossen erregte. Tegnier konnte man nicht erwarten, da er sich, den letzten Nachrichten gemäß, eben auf einer Reise nach

New-York befand, und seit dem Tode des alten Marquis wurden hier keine Besuche erwartet, die in bestaubten Reisewagen kommen konnten, da der Umgang der Familie sich auf die nächsten Nachbarn beschränkte.

Aus dem Wagen, der so allgemeine Aufmerksamkeit erregte, stieg ein Mann von vorgerücktem Alter und erkundigte sich bei einer Dienerin, die am Thore stand, ob hier der Oberst Beaumanoir wohne und ob er zu Hause sei.

Das Mädchen entgegnete, daß der Oberst bald von einem Spaziergange heimkehren würde, die Oberstin jedoch anwesend sei.

Der Fremde ging hierauf sogleich auf die Thüre zu, die das Dienstmädchen ihm zeigte, und trat, nachdem er angeklopft, in die Wohnstube.

Frau von Beaumanoir, deren sanfte, einnehmende Züge ihn angenehm zu berühren schienen, ging ihm freundlich entgegen, doch ehe sie ihn noch anreden konnte, begrüßte sie der Fremde in höflichem Tone.

Madame, sprach er, sich vor ihr verneigend, Sie sehen hier einen Ihnen ganz Fremden vor sich, den Sie dennoch aufs Höchste verpflichtet haben, ohne daß Sie oder Ihr Herr Gemahl, dies ahnen. —

Mit einem Worte, ich bin Richard Blackwood, Clarissen's Großvater, und wage es so unerwartet in Ihrem Hause zu erscheinen, um meiner einzigen Tochter Kind kennen zu lernen, und Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre mütterliche Sorgfalt auszusprechen.

Ehe wir die Antwort der Frau von Beaumanoir aufzeichnen, wollen wir den Leser mit jenem Manne bekannt machen, dessen hartes Verfahren gegen seine Tochter, das wir aus Tegnier's Erzählung kennen, wahrscheinlich einen unangenehmen Eindruck zurückließ.

In Herrn Richard Blackwood's ganzem Wesen konnte man augenblicklich den Engländer erkennen. Sein Wuchs war hoch und schlank, und deutete, trotz auffallender Magerkeit, auf ungeschwächte Kraft.

Die Züge seines Gesichtes waren ziemlich regelmäßig, nur überschritt die Nase etwas das gewöhnliche Maß, und die großen vorstehenden blauen Augen hatten einen starren und zerstreuten Blick, während um seinen Mund, wenn er sprach, ein etwas gezwungnes Lächeln spielte, was um so auffallender war, da mit dem letzten Worte auch dies Lächeln augenblicklich verschwand und einem Ausdruck tiefen Ernstes Platz machte.

Was seinen Anzug betrifft, so war dieser, die Eigenthümlichkeiten einer englischen Reisetoilette in Schnitt und Form abgerechnet, wenn auch nicht der eines vornehmen, doch jedenfalls der eines reichen Mannes.

Sein Sie mir herzlich willkommen, Herr Blackwood, entgegnete ihm Frau von Beaumanoir auf seine Anrede; mein Mann ist auf der Jagd, muß aber bald heimkehren. Darf ich Befehl geben, daß Ihr Wagen in den Hof fahre?

Bemühen Sie sich nicht, Madame, erwiederte Blackwood. Ich werde Sie nur ersuchen mein weniges Reisegepäck durch Ihre Leute heraufttragen zu lassen, denn der Wagen, den ich in Auxerre gemiethet, kehrt sogleich dahin zurück.

Frau von Beaumanoir zog die Glocke und ehe noch Jemand dem Rufe derselben folgen konnte, legte Blackwood seinen Hut auf einen Stuhl, reichte der Hausfrau die Hand und sprach:

Wie dankbar bin ich Ihnen für diesen herzlichen Empfang! Sie werden es wohl natürlich finden, wenn ich nach einer so langen, ermüdenden Reise ein paar Tage hier in Favernais ausruhe. — Giebt es im Orte einen Gasthof, in welchem ich wohnen könnte?

Das würde ich nicht zugeben, selbst wenn ein solcher vorhanden wäre, entgegnete Frau von Beaumanoir im herzlichsten Tone, obgleich der Fremde ihr eben nicht angenehm erschien. — Es war in seinem ganzen Wesen etwas Gezwungenes, Eckiges, was dieser offnen, einfachen Natur nicht behagen konnte.

Sie werden, — fuhr sie fort, — bei uns wohnen, und je länger ihr Aufenthalt währt, desto lieber soll es uns sein. Nehmen Sie Platz, ich will sogleich nach Clarissen senden, die in ihrer Stube ist.

Nochmals herzlichen Dank, sagte Blackwood, und ließ das Auge durch das einfach, doch geschmackvoll meublirte Gemach schweifen.

Die Dienerin, welche wir schon am Thore erblickten, war indessen erschienen, und Frau von Beaumanoir ertheilte ihr leise einige Befehle. Marianne, fuhr sie dann lauter fort, sage Clarissen, sie möge sogleich hieher kommen, Du wirst sie in ihrer Stube finden.

Während die Frau vom Hause einige gleichgültige Fragen über seine Reise an ihren Gast richtete, trat Clarisse ein.

Ihr Anblick überraschte den alten Mann augen-

scheinlich, der sich etwas schwerfällig aus seinem Sessel erhob und ihr entgegen ging.

Wahrhaftig, rief er, obwohl ohne das kleinste Zeichen der Rührung aus, — sie sieht ihrer Mutter so auffallend ähnlich, daß ich sie erkannt haben würde, wo ich sie auch erblickt hätte.

Clarisse, sagte Frau von Beaumanoir zu der Kleinen, dies ist Herr Blackwood, der Vater Deiner verstorbenen Mutter, und folglich Dein Großvater, dessen wir ja oft vor Dir erwähnten.

Das Mädchen reichte dem Großvater die Hand, und dieser sprach, ihre Stirn küssend, verbindlich zu Frau von Beaumanoir:

Das ist alles sehr gut, — ich bin vollkommen befriedigt und kann nur meinen Dank erneuern.

Wir müssen hier bemerken, daß die Familie des Obersten vollkommen in Tegnier's Geschichte und Verhältnisse eingeweiht, und folglich auch davon unterrichtet war, daß er seinem Schwiegervater den Wechsel von Clarissen's Aufenthalt und den Namen der Familie, bei welcher sie sich jetzt befand, geschrieben hatte.

Er that dies, seinem Charakter treu, aus Pflichtgefühl, da er es für Unrecht hielt, seine Tochter ihrem Großvater zu entfremden, und weil er seine

Frau mit so vergötternder Liebe geliebt hatte, daß er Blackwood, trotz seiner herzlosen Handlungsweise nicht zu hassen vermochte, weil er der Vater seines Weibes war. — Doch hielt er es auch deshalb für Pflicht gegen seine Tochter, da er wußte, daß Blackwood keinen andern Erben hatte als Clarissen, und er selbst nur ein sehr mäßiges Vermögen besaß, das er sich durch angestrengte Thätigkeit in seinem gefahrvollen Berufe erworben.

Frau von Beaumanoir kannte folglich sehr wohl Blackwood's unliebenswürdigen Charakter, — und fühlte daher nicht viel Vertrauen zu ihrem neuen Gaste, obwohl dieser Besuch, den er seiner Enkelin machte, sie einigermaßen mit ihm versöhnte.

Bald kehrte auch der Oberst zurück, und nachdem ihm seine Gattin alles Nöthige mitgetheilt, konnte Blackwood sich auch von Seiten des Hausherrn des herzlichsten Empfanges erfreuen.

Es schien als ob der alte Mann für Clarissen einige Theilnahme zu fühlen beginne, obgleich er sie nur in der ihm eignen lauen Weise äußerte.

Im Verlaufe des Gesprächs überzeugte sich der Oberst, daß Blackwood, gleich den Meisten seiner Landsleute, viel praktischen Verstand und ausgebrei-

tete Kenntnisse besaß, und ungeachtet seines steifen, eckigen Wesens Würdigung verdiente.

Doch berührte es Beaumanoir unangenehm, daß sein Gast Tegnier's nicht nur mit keiner Sylbe gedachte, sondern auch, wenn die Uebrigen ihn erwähnten, entweder gar nicht, oder ausweichend antwortete.

Ueberhaupt schien freundliches Mittheilen durchaus nicht in Blackwood's Natur zu liegen. Demungeachtet war seine Conversation nichts weniger als gehaltlos, und es gelang Beaumanoir endlich das Gespräch auf Gegenstände zu lenken, die seinen Gast etwas wärmer werden ließen. So verfloß der Abend ganz leidlich, besonders als man in Blackwood einen zwar etwas langsamen und pedantischen, aber recht guten Schachspieler entdeckte.

Als die kleine Clarisse sich etwas mit dem Gedanken befreundet hatte, daß der sonderbare alte Herr ihr Großvater sei, betrug sie sich gegen ihn nicht nur achtungsvoll, sondern auch herzlich, was der alte Mann mit gleichgültigem Gesichte hinnahm, aber dennoch nicht versäumte, so oft sie in seine Nähe kam, ihr weiches blondes Haar mit der Hand zu glätten, oder sie unter das Kinn zu fassen, wobei er immer auf's Neue ausrief: — Wahrlich! als ob

Jenny verjüngt vor mir stünde! — Dann nahmen seine Züge den gewohnten ernsten Ausdruck wieder an, und es schien Frau von Beaumanoir, daß die Stirne ihres Gastes sich in Falten lege, wie wenn ein unangenehmer Gedanke ihn erfaßte.

Am andern Morgen ließ Blackwood, gleich nachdem er aufgestanden, seine Enkelin zu sich rufen und zog aus seinem Koffer eine Reisechatulle hervor, deren Einrichtung größtentheils aus reich vergoldetem Silber gearbeitet war. Dieser folgten einige schöne indische Stoffe und verschiedene andere Kleinigkeiten, deren jede dem kleinen Mädchen einen Freudenruf entlockte.

Dies gehört alles Dir, mein Töchterchen, sprach Blackwood, ihre Rosenwangen streichelnd; und wenn Du mir versprechen willst mich lieb zu haben, sollst Du noch mehr so schöne Sächelchen bekommen.

Clarisse war sehr mit ihrem Großpapa zufrieden, und versprach, ihn nächst ihrem Vater am meisten zu lieben.

Blackwood küßte ihre Stirn und sagte ihr, daß alle die schönen Sachen nun ihr Eigenthum wären, und sie Jemand rufen möge, mit dessen Hülfe sie dieselben in ihr Zimmer tragen könne.

Als die Kleine mit ihren Schätzen zu der Oberstin zurückkehrte, flüsterte Beaumanoir seiner Gattin lächelnd zu: das Eine ist doch beruhigend, daß er wenigstens nicht geizig zu sein scheint und seiner Enkelin Freude zu machen wünscht.

Der Tag verfloß ohne alle Unannehmlichkeiten, und der alte Herr zeigte sich viel herzlicher und freundlicher als am vorhergehenden.

Er scheint einer jener Menschen zu sein, — dachte Frau von Beaumanoir, — die erst warm werden müssen, und die bei näherer Bekanntschaft gewinnen.

Gegen Abend ging die Liebenswürdigkeit des Engländers so weit, daß er den Oberst aufforderte mit ihm auf die Jagd zu gehn, da er nicht ohne Bewegung leben könne und die Jagd jedenfalls die angenehmste Art des Spazierganges sei.

Beaumanoir gab mit größter Bereitwilligkeit seine Zustimmung, und als sie ziemlich spät mit einem Hasen und zwei Rebhühnern als Jagdbeute zurückkehrten, schienen sie bedeutende Fortschritte in gegenseitiger Befreundung gemacht zu haben.

Nachdem Blackwood, Clarissen betreffend, am vorhergehenden Tage alles gesagt hatte, was seine sparsame Zunge zu sagen für nöthig hielt, erwähnte

er nichts was auf sie Bezug hatte, und das Gespräch drehte sich um Indien und die dortigen Verhältnisse, ohne daß er seine eigenen Umstände auch nur im Entferntesten berührte.

Beaumanoir und seine Frau begannen sich an ihn zu gewöhnen, und der erste unangenehme Eindruck war beinahe aus ihrem Gedächtnisse verwischt.

Nach dem Thee spielten Blackwood und der Oberst noch lange Schach, und die kleine Clarisse mußte sich neben ihren Großvater setzen, der es nicht versäumte, während der Pausen des Spieles einige ziemlich herzliche Worte an sie zu richten.

Die Kleine ging früher zu Bette als die Uebrigen, und als sie sich mit ihrer Pflegemutter entfernt hatte und die beiden Herren nach beendetem Spiele langsam auf und abgingen, warf Blackwood gleichgültig hin, daß er den größten Theil seines Gepäckes in Auxerre gelassen und unter diesem auch etwas vergessen habe, womit er seine Enkelin überraschen wolle; nämlich eine kleine pariser Spieluhr, die einige Melodien recht hübsch spiele.

Sie werden das Kind noch ganz verwöhnen, — sprach lachend der Oberst; — Clarisse ist nicht an so kostbare Geschenke gewöhnt, obgleich ihr Vater sie mit allem Nöthigen reichlich versieht.

Es unterhält mich, wenn das Kind sich freut, entgegnete Blackwood ruhig mit seinem gewohnten Lächeln; — wozu diente denn endlich der Reichthum, wenn man sich damit nicht manchmal ein kleines Vergnügen erkaufen könnte.

Sich selbst und Andere, ergänzte der Oberst, dessen Herz durch diese Aeußerung des alten Herrn noch mehr gewonnen wurde.

Ja wohl, — Sie haben Recht, erwiederte Blackwood; — ich möchte einen Ausflug nach Auxerre machen, um — —

Ah so bald? unterbrach ihn Beaumanoir; — Sie versprachen uns doch ein paar Tage zu schenken, und wir hofften, daß Sie diese Frist verlängern würden.

Ich werde meinem Worte treu bleiben und, wenn Sie es erlauben, meinen Aufenthalt bei Ihnen noch um einige Tage verlängern. Doch da ich in Auxerre zu thun habe, und gern so viel als möglich meine Zeit mit Clarissen zubringen möchte, so gewähren Sie mir die Bitte, daß meine Enkelin mich bei dieser kleinen Reise begleiten darf. Wir wollen früh Morgens abfahren und Abends wieder hier sein.

Obgleich dies Alles im einfachsten Tone vorgetragen wurde, so fühlte sich Frau von Beaumanoir,

die indeß zurückgekehrt war, doch, sie wußte selbst nicht weshalb, unangenehm davon berührt. Doch einem Großvater untersagen wollen, daß er mit seiner Enkelin einen kleinen Ausflug mache, ist eine kaum ausführbare Sache, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als höflich zu erwidern:

Darüber hat Niemand zu bestimmen als Sie selbst. Uebrigens steht Ihnen unser Char à bancs zu Diensten und wir hoffen, daß wir Sie nach Ihrer Rückkehr einige Tage länger besitzen werden.

Wir rechnen hierauf, fiel der Oberst eifrig ein, für den das Verlangen des Engländers nichts Auffallendes hatte; denn da die kleine Clarisse sein besonderer Liebling war, fand er den Wunsch, sie stets um sich zu haben, sehr natürlich und wünschte dem Kinde heimlich Glück, einen so liebenden Großvater zu besitzen.

Am andern Morgen fuhr Blackwood mit seiner Enkelin nach dem Städtchen Auxerre, ohne sein Gepäck mitzunehmen.

Clarisse war ein wenig befangen und dieser Ausflug mit dem alten Herrn, den sie erst seit ein paar Tagen kannte, nicht ganz nach ihrem Geschmacke; dennoch hatte Blackwood sie schon so sehr für sich

zu gewinnen gewußt, daß dieses Unbehagen nichts weniger als Widerwillen war.

---

Blackwood, der seine Fahrt früh angetreten hatte, konnte wohl schon in Auxerre, oder wenigstens der Stadt ziemlich nahe sein, als der Oberst mit seiner Gattin am Frühstückstische saß.

Beaumanoir war heiter, wie gewöhnlich, und äußerte im Verlaufe des Gesprächs, das sich um Blackwood und Tegnier drehte: Wir müssen den Versuch machen, diese beiden Menschen einander näher zu bringen. — Blackwood mag seine Eigenheiten haben, doch halte ich ihn für keinen schlechten Menschen. — Auch mag es, vorzüglich für ein so berechnendes Gemüth, schwer sein, die Vereitelung aller seiner Pläne und Hoffnungen zu verschmerzen.

Doch Tegnier war der Retter seines Lebens, warf Frau v. Beaumanoir ein.

Um die Schuld der Dankbarkeit ist's eine eigne Sache; — bemerkte der Oberst. Wenn der Gläubiger uns verletzt oder zu große Interessen des Dankes von uns fordert, steht das Gefühl der Dankbarkeit dem Hasse oft näher, als der Versöh-

nung. — Doch darf uns dies nicht abhalten, Louise — —

Ich muß gestehn, — unterbrach ihn seine Frau, in deren ganzem Wesen sich eine unerklärliche Unruhe aussprach, — es wäre mir lieb gewesen, wenn Du ihn und Clarissen nach Auxerre begleitet hättest. Blackwood ist uns eigentlich doch ganz unbekannt, und seine Kälte, um nicht zu sagen sein ausdauernder Haß gegen Tegnier — — die ganze Sache beunruhigt mich unbeschreiblich — — —

Blackwood wollte in Clarissen's Gesellschaft sein — und unter welchem Vorwande hätte ich ihm meine Gegenwart in dem ohnedies engen Char à bancs aufdringen können? entgegnete Beaumanoir, — auf den die Unruhe seiner Frau eine augenscheinliche Rückwirkung äußerte. — Sobald der alte Herr zurückkehrt, wollen wir unser Glück versuchen. Dieser Haß kann ja nicht ewig währen.

Hast Du aus seinen Worten und Aeußerungen nicht wahrgenommen, daß er reich sein muß, — — meinte die Oberstin; — alle seine Pläne lassen dies vermuthen.

Ja, erwiderte der Oberst, — und desto besser für Clarissen's Zukunft.

So ist's; — doch stehen diese hingeworfenen Worte, diese unwillkürlichen Andeutungen im sonderbarsten Gegensatze zu dem, was er seiner armen, verstorbenen Tochter in jenem herzlosen Schreiben sagte, wo er ihr vorwirft, daß ihre unbedachte Heirath ihn zum Bettler machte.

Beaumanoir wurde nachdenkend; — Du hast recht, Louise, — sprach er ernst, — und da ich stets freudig Deinem Rathe folge, wäre es mir lieb gewesen, wenn Du mich gestern auf dies alles aufmerksam gemacht hättest. — Es würde wahrlich nichts geschadet haben, wenn ich mit nach Auxerre gegangen wäre, — oder wenigstens geäußert hätte, daß ich Blackwood dahin begleiten will; — seine Antwort würde uns dann Aufklärung gewährt haben. — Aber laß uns das Beste hoffen. Er hat ja nicht einmal sein Gepäck mitgenommen, und es läßt sich kaum voraussetzen, daß er sich gegen uns so unehrenhaft benehmen könnte, da er wohl einsehen muß, welche Verantwortlichkeit, Tegnier gegenüber, er uns dadurch aufbürdet.

Obgleich Frau von Beaumanoir's Unruhe stieg, je länger sie diesen Gegenstand besprachen, suchte sie dieselbe doch zu verbergen, und ihren Gatten, dessen wachsende Aufregung sie wahrnahm, zu beruhigen.

Wir wollen nicht gleich das Schlimmste voraussetzen, — sprach sie in heiterem Tone; — und wenn Blackwood wiederkehrt, bin ich ganz mit Dir einverstanden, daß wir die paar Tage, die er noch hier zuzubringen versprach, zu dem Versuche nützen müssen, eine Aussöhnung zwischen ihm und Tegnier herbeizuführen, was wahrlich ein gutes Werk zu nennen wäre.

Beaumanoir drückte seiner Frau die Hand und sie trennten sich, um ihren gewohnten Beschäftigungen nachzugehn.

Einige Stunden später sehn wir sie wieder in der Wohnstube beisammen, doch schienen beide von trüben Vorgefühlen verdüstert, als plötzlich das Rollen eines Wagens ihre Aufmerksamkeit erregte.

Ist das unser Char à bancs? rief der Oberst aufspringend, — schon so bald — —

Er muß es sein, entgegnete Frau von Beaumanoir, denn ich höre ihn in den Hof fahren.

Beide eilten hinaus, doch schon im Vorhause trat ihnen die Dienerin, bleich und schweigend, mit einem Briefe in der Hand entgegen.

Kam denn der Wagen leer zurück? fragte der Oberst, den Brief übernehmend.

Der Kutscher sagt, daß Fräulein Clarisse und ihr Großvater heute Abend mit einer andern Gelegenheit zurückkehren werden.

Komm, — sprach Frau Beaumanoir, — die ihre Aufregung vor der Dienerin nicht verrathen wollte; — laß uns den Brief lesen, er wird uns Alles aufklären.

Der Oberst war in höchster Unruhe, doch folgte er schweigend seiner Gattin, dem Mädchen winkend, daß sie sich entfernen könne.

Als sie wieder in der Stube waren, erbrach Beaumanoir den Brief und las Folgendes:

Herr Oberst! —

Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich mit meiner Enkelin schon fern von Auxerre und hoffe, daß es weder Ihnen, dem ich übrigens meine volle Achtung zolle, noch jenem Abenteurer, der mein Kind verführte, und alle Pläne, alle Berechnungen meines Lebens vernichtete, gelingen wird, mich wieder aufzufinden. Ich werde Sorge tragen die Wogen des Weltmeeres zwischen unsere Wege zu legen.

Uebrigens benutze ich die Gelegenheit, mich

Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Gemahlin achtungsvoll zu empfehlen.

Blackwood.

Das ist Alles? rief die Oberstin erbleichend.

Alles! entgegnete der Oberst, den Brief mit der Hand zusammenballend, — während seine Züge in Zorn entbrannten, — Alles! keine Silbe weiter!

Das ist unwürdig, — sprach Frau von Beaumanoir, ihre Aufregung kaum bemeisternd.

Niederträchtig! schrie der Oberst mit ausbrechendem Zorne; — doch er hat sich verrechnet, der elende Kinderdieb, — — und plötzlich, als ob ein Gedanke ihn rasch erfaßt habe, warf er den Brief auf den Tisch und eilte aus der Stube.

Was willst Du thun? — — fragte seine Gattin, — doch er hörte sie nicht mehr und ihre Frage blieb ohne Antwort.

Nach einigen Augenblicken kehrte der Oberst zurück. Louise! rief er entschlossen, in einer halben Stunde reise ich ab; — ich suche ihn auf, ich muß diesen Menschen finden! — —

Und dann? fragte seine Frau besorgt.

Und dann bringe ich Clarissen zurück; — —

Von ihrem Großvater?

Wer weiß, ob er dies wirklich ist; ich wenigstens kann es nicht glauben! — Doch gleichviel, Louise! Dies ist mein unerschütterlicher Entschluß.

Eine halbe Stunde später rollte der Char à bancs mit dem Obersten aus dem Thore.

---

## III.

Funfzehn lange Jahre sind seit jenem Tage verflossen und wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, wie große Veränderungen dieser Zeitraum in unserer Geschichte und deren Personen hervorbringen mußte.

Jene, welche wir als Kinder kennen lernten, werden jetzt wahrscheinlich, in entfalteter Jugendblüthe, den Vordergrund unseres Gemäldes einnehmen, während andere, die wir im Mittage des Lebens erblickten, nun mit grauem Haare dem Abend desselben zueilen.

Wie viel sie alle an Erfahrung gewonnen, — was sie erlitten, — welche Richtung ihre Charaktere genommen, — wohin die Wogen des Geschickes sie verschlugen — werden wir im Verlaufe dieser Blätter erfahren.

Doch, um dem Gedächtnisse des Lesers nachzu-

helfen, um ihm den Ariadnefaden in die Hand zu geben, wird es nicht überflüssig sein, ihm flüchtig jene Personen vorzuführen, die er schon kennt, während diesen sich auch andere anschließen, die bei der Entwickelung dieses Dramas mitwirken sollen.

Tegnier, den wir in seinem sechsunddreißigsten Jahre kennen lernten, hat jetzt, wenn er noch lebt, das einundfunfzigste beschlossen, während seine Tochter Clarisse fünfundzwanzig Sommer zählt; doch wo sie sind, wie ihre Verhältnisse sich gestaltet haben, das werden wir erst später erfahren. So viel müssen wir indessen bemerken, daß es dem braven Oberst Beaumanoir nicht gelungen war, Clarissen und ihren Großvater aufzufinden.

Es hatte ihm ein paar Stunden gekostet, bis er in Auxerre seine Wohnung auffand, und dort wußte man ihm nur zu sagen, daß Blackwood, beinahe unmittelbar nach seiner Rückkunft von Favernais mit einem weinenden Kinde wieder abgereist sei, und als Ziel seiner Reise Paris angegeben habe.

Beaumanoir hatte sich die Sache so sehr zu Herzen genommen, daß er, weder Mühe noch Kosten scheuend, ihm augenblicklich dahin folgte, doch nach einem Aufenthalte von zwei Wochen mit gänzlich vereitelten Hoffnungen wiederkehrte.

Schon am Tage seiner Abreise von Favernais hatte er Tegnier den ganzen Vorfall kurz und offen berichtet und als Entschuldigung nur den Umstand angeführt, daß Blackwood Clarissen's Großvater war, und durch Tegnier selbst den Aufenthaltsort seiner Enkelin erfahren hatte. Eine Abschrift von Blackwood's Billet begleitete diesen Brief. Von Paris aus schrieb er auf's Neue und zwar ausführlicher und Tegnier hatte ihn auch während der verflossenen funfzehn Jahre einmal in Favernais besucht, wo sie dann Alles, was diese Sache betraf, wiederholt besprachen und ihre Ansichten und Ahnungen austauschten, ohne irgend einen Plan feststellen zu können. Clarisse war für ihren Vater verloren!

Eben so wenig wissen wir von Blackwood, denn durch alle Nachfragen in Paris und London konnte man nur erfahren, daß ihn, seit seiner Reise nach Indien, Niemand gesehen, und sein Etablissement in London, so wie alle Verbindung mit seinen Bekannten und Handelsfreunden seit jenem Zeitpunkte aufgehört hatten. — Ueber seinen Charakter und seine Denkungsweise lauteten die Nachrichten gleichfalls nicht tröstlich, denn er wurde überall für einen eigensinnigen, herzlosen Menschen erklärt, der weder Freunde noch Bekannte besaß, die sich für sein

Schicksal interessirten. Natürlich wußten alle diese Berichterstatter von Clarissen ganz und gar nichts.

Auch von der schönen Sophie wissen wir nur, daß sie ungefähr sechs bis sieben Jahre vor dem gegenwärtigen Abschnitte unserer Geschichte noch in Lyon lebte und in ihren Verhältnissen keine Veränderung stattgefunden hatte. Ob sie sich noch dort befindet oder nicht — gehört zu den sich später entwickelnden Umständen.

In Marseille wohnte der einzige Repräsentant der Familie Tegnier, ein Neffe Kapitain Tegnier's, dessen übrige Blutsverwandte alle gestorben waren. Dieser junge Mensch folgte dem Berufe seines Vaters und Großvaters, er war ein einfacher Fischer, und lebte mit seinem jungen Weibe, der Tochter eines Krämers, ruhig und zufrieden. In der Putzstube des kleinen Hauses hing das Bild seines Onkels Tegnier, auf welches die ganze Familie mit einigem Stolze blickte.

Der Marquis von Mailly, den wir nur nennen hörten, ohne ihn persönlich kennen zu lernen, war vor ungefähr einem Jahre seinem Sohne in's Grab gefolgt und beide Todesfälle begleiteten die sonderbarsten Umstände und Gerüchte, auf welche wir später noch zurückkommen werden.

Da wir jedoch im Verlaufe dieses neuen Abschnittes unserer Begebenheiten, bald mit der Familie Mailly in nähere Berührung kommen, ist es unvermeidlich, daß wir, zur Beseitigung jeder Wiederholung, so viel über sie erwähnen, als zur besseren Auffassung unserer Geschichte nothwendig ist.

Die Familie Mailly war eine der ältesten des französischen Adels und führte ihren Stammbaum so weit zurück, als die Häuser Lusignau, Montmorenci, und Clermont-Tonnerre.

Zu den Zeiten Ludwig's des vierzehnten und funfzehnten war der Reichthum derselben sprichwörtlich geworden und nur Wenige kannten den ganzen Umfang ihres Vermögens. Der fürstliche Glanz, mit welchem die Glieder dieses Hauses in Paris lebten, bekundete hinlänglich die Reichhaltigkeit ihrer Hülfsquellen.

Während der Revolution war der Vater des früher erwähnten Marquis, — Victor von Mailly, — einer der Wenigen gewesen, welche die Gefahr voraussahen und den größten Theil ihres Vermögens zu retten wußten.

Seine Gemahlin, aus dem Hause Croy, starb nach sechs Jahren einer nicht sehr glücklichen Ehe, und hinterließ ihm drei Söhne und eine Tochter.

Die Welt hielt ihn für einen Sonderling, denn geraume Zeit vor dem Ausbruche der Revolution faßte er plötzlich den Entschluß, alle seine Güter und Besitzungen zu verkaufen; und wenn ihn Jemand um die Ursache dieses sonderbaren Einfalles frug, erwiderte er kurz und ausweichend: daß derjenige, der auf einem brütenden Vulkane Häuser baue, oder, wenn er deren besitzt und sich ein dummer Teufel findet, der sie ihm abkaufen will, nicht mit beiden Händen zugreife, ein Narr sei.

Als diese Verkäufe stattfanden, war der größte Theil der französischen Aristokratie weit davon entfernt, das Unwetter zu ahnen, das sich über ihren Häuptern zusammenzog und in nächster Zukunft losbrechen sollte. Man bekrittelte den Marquis, bedauerte seine Söhne und gewöhnte sich endlich an das einmal Geschehene.

Der Marquis war bei diesen Verkäufen mäßig in seinen Forderungen, aber klug, pünktlich und energisch, und legte die ungeheuren Geldsummen, die dadurch in seine Hände flossen, theils in der englischen Bank, theils in Ankäufen von Pflanzungen in den Antillen an. Die schönsten und einträglichsten der Letzteren befanden sich in Hayti.

Während der Revolution wußte er sich so klug

zu benehmen, daß er sein Vaterland nicht zu verlassen brauchte, und nach der Restauration kaufte er den alten Palast der Familie Mailly zurück, den er jedoch kaum zwei Jahre von Neuem bewohnt hatte, als der Tod ihn ereilte.

Der alte Marquis war, wie wir dies schon erwähnten, Vater dreier Söhne und einer Tochter, die mit einem Grafen von St. Clair vermählt war. Alle vier hatten, vielleicht in Folge der einigermaßen ungewöhnlichen Erziehung, die er ihnen gab, etwas von den Launen und Eigenthümlichkeiten ihres Vaters geerbt.

Der älteste der Brüder, Graf Hippolit, derselbe, dessen Verhältniß mit der schönen Sophie Tegnier wir kennen, war in jeder Hinsicht das Ebenbild seines Vaters und zugleich dessen Liebling. Es gab keine excentrische Laune, der er sich nicht hingegeben, kein leichtsinniges Abenteuer, das er nicht bestanden hätte, ohne daß ihn die Welt irgend einer unedlen oder geradezu unehrenhaften Handlung zeihen konnte. — Er hatte kaum das einundzwanzigste Jahr erreicht, als sein Vater, der sich in ihm verjüngt wiederfand, ihm eine ganz unabhängige Stellung und 60,000 Franken Einkünfte sicherte, und

von diesem Augenblicke an gehörte Hippolit zu den gefeiertsten jungen Leuten der Hauptstadt.

Der zweite Sohn des alten Marquis war der Vicomte Jerome von Mailly, der zwar in Folge eines unglücklichen Sturzes hinkte, aber trotzdem an Schönheit und Liebenswürdigkeit seinem Bruder nichts nachgab. Sein Vater liebte diesen seinen zweiten Sohn weit weniger als den ältesten; sorgte aber dennoch freigebig für ihn, und Jerome hatte jährlich über 30,000 Franken zu verfügen. Später schenkte er ihm auch seine Besitzungen in den Antillen, was dem jungen Manne zum Vorwande einer neuen Reise diente, nachdem er während vielen früher unternommenen durch seine Sonderbarkeiten überall Aufsehen erregt und viel von sich sprechen gemacht hatte.

Dieser Hang, nie dasselbe und auf dieselbe Weise zu thun wie andere Leute, verleugnete sich auch nicht, als er in Folge des von seinem Vater erhaltenen Geschenkes sich nach Hayti begab.

Nachdem er einige Monate dort zugebracht, schrieb er seinem Vater, daß er sich entschlossen habe, die Tochter eines reichen Farbigen, Mademoiselle Emerande Rigaud, wenn man seinen Worten glauben durfte ein Wunder an Schönheit und Liebens-

würdigkeit, zu heirathen, und sich für immer in Hayti zu etabliren.

Der alte Herr zuckte die Achseln, als er diesen Brief empfing, beantwortete ihn nur mit den Worten: „Jeder nach seinem Geschmacke," — und der Vicomte Jerome blieb in Hayti, heirathete Mademoiselle Emerande Rigaud und lebte als reicher Pflanzer, umgeben vom höchsten Glanze und der ausgesuchtesten Bequemlichkeit.

Wie wir sehen, beunruhigten die Sonderbarkeiten seiner Kinder den alten Marquis nur wenig, und wenn ihn Jemand darauf aufmerksam machte, daß sie alles anders anfingen, als man dies gewöhnlich zu sehen gewohnt war, nahm er dies für ein Compliment, und freute sich, seine Launen und Eigenheiten in ihnen fortleben zu sehen.

Die Denkungsweise des Marquis wird durch den Umstand noch schärfer charakterisirt, daß er für seinen dritten Sohn Alfred, von dessen frühester Kindheit an, nicht die geringste Neigung empfand. — Alfred war ganz anders als seine Brüder, obgleich seine Erziehung auch in ihm einige Spuren jenes Haschens nach dem Ungewohnten und Ungewöhnlichen in ihm zurückließ, das seinen Geschwistern in so hohem Grade inne wohnte; doch mit dem Unter-

schiede, daß es sich bei ihm in einem gewissen pedantischen Wesen aussprach, das ihm bei allem was er that und sagte anklebte; sowie in einem auffallenden Hange zur Sparsamkeit und übertriebener Einfachheit, die auf's Schreiendste mit den Gewohnheiten seines Vaters kontrastirte und dem alten jovialen, an Glanz und heitern Lebensgenuß gewöhnten Manne durchaus nicht zusagte.

Die böse Welt wollte jedoch die Ursache dieser Antipathie des Marquis gegen seinen jüngsten Sohn nicht blos in der Verschiedenheit ihrer Neigungen und Ansichten finden, sondern führte dafür noch andere Gründe an.

Der Zufall, — oder irgend eine andere Ursache wollte, daß Alfred von Mailly nicht einen Zug von seinem Vater hatte, — sondern das treue Ebenbild eines gewissen Oberst von Montmiraille war, der früher der vertraute Freund des Marquis gewesen, später jedoch von ihm im Duell erschossen ward, ohne daß man je die wahre Ursache dieses Zweikampfes erfahren konnte.

Man vermuthete allgemein, daß Eifersucht ihn herbeigeführt.

Die schöne Marquise erschien seit jenem Vorfalle nur selten in der Welt, und ihre Gesundheit

war so angegriffen, daß ihr einige Monat später erfolgter Tod Niemand Wunder nahm.

Alfred war nur von Wenigen geliebt, wie dies bei Egoisten gewöhnlich der Fall ist, und seine Lebensweise entsprach in keiner Art seinem Vermögen, das sich, wie bei seinem Bruder Jerome, ehe dieser die Pflanzungen in den Antillen übernahm, auf 30,000 Franken jährlicher Einkünfte belief.

Alles war bei ihm auf Sparsamkeit berechnet, und so konnte man in seiner Haushaltung eher Mangel und Entbehrungen, als Glanz und Luxus wahrnehmen. Diejenigen jedoch, welche Alfred Mailly's Verhältnisse näher kannten, versicherten, daß seine Geldkiste stets wohl gefüllt sei, und er schon einige bedeutende Besitzungen unter den vortheilhaftesten Bedingungen an sich gebracht habe.

Seitdem seine beiden Brüder durch den alten Marquis in Hinsicht ihres Vermögens so weit über ihn gestellt worden, trat der Neid, den er stets empfunden, so wie die Abneigung, die durch seines Vaters Parteilichkeit ununterbrochen genährt wurde, noch deutlicher in dem jungen Manne hervor.

Er ging wenig mit seinen Brüdern um, und selbst die wenigen Zusammenkünfte, die zwischen den Geschwistern stattfanden, verbitterten häufig unan=

genehme Auftritte, welche stets durch Alfred's beleidigende Heftigkeit herbeigeführt wurden.

Aber Geiz und Neid waren nicht die einzigen Schattenseiten dieses Charakters. Er war auch verschlossen, argwöhnisch und so rachsüchtig, daß Jedermann sich hütete, diese böse Leidenschaft zu wecken. — Es ward in einigen Kreisen gewissermaßen zum Sprichworte, wenn man einen Verlust oder ein Mißlingen bezeichnen wollte, zu sagen: „er hatte es mit Alfred Mailly zu thun;" denn ohne daß man dies gegen ihn beweisen konnte, war man doch sicher, daß Niemand, der ihm auf irgend eine Weise in den Weg getreten, seiner Rache entging.

Obgleich sein Reichthum dem seiner Brüder nicht gleich kam, war er doch der Art, daß in den Kreisen jener Aristokratie, die nach der Restauration sich in der Faubourg-St. Germain eingenistet hatte, manche Mutter den Chevalier von Mailly zum Schwiegersohne wünschte.

Doch in Alfred's Augen war die Ehe ein Handel, bei welchem sein wüstes Herz ganz aus dem Spiele blieb. — Seine erste Bedingung in dieser Hinsicht war Reichthum, und so wählte er eine reiche Erbin aus einer jener während der Kaiserzeit geadelten Familien, die der alten Aristokratie, der er

selbst angehörte, ein Gräuel waren, zur Gattin. Sie war jung, doch reizlos, besaß aber, was in seinen Augen jeden Reiz aufwog, 100,000 Franken Revenüen, einen herrlichen Landsitz und ein Hotel in Paris. Dennoch fand Alfred dies Vermögen, im Vergleich mit dem seines Vaters, noch höchst unbefriedigend.

Der alte Marquis hatte zwar nichts gegen diese Heirath, desto mehr aber gegen seinen Sohn einzuwenden; und da Alfred überdies eine seiner Lieblingsbehauptungen, daß nämlich die Familie Mailly sich stets schöner Frauen rühmen könne, durch die That widerlegte, empfand er für seine Schwiegertochter eben so wenig Zuneigung als für seinen Sohn.

Auch war er in der Stille verdrießlich darüber, daß durch diese Verbindung Alfred's Vermögen nicht nur dem seiner Brüder gleich kam, sondern es sogar noch überstieg.

Man glaubte, daß Alfred nach dieser Heirath glänzender und seinem Vermögen gemäß leben würde, doch hierin täuschte sich die Welt, obgleich nicht Jene, die ihn näher kannten. — Wohl nahm man in seiner Lebensweise einige Veränderungen wahr, da er, in dem großen Hause seiner Frau,

bequemer wohnte und genöthigt war eine zahlreichere Dienerschaft zu halten; doch wer öfters bei ihm aus und ein ging, konnte nicht darüber im Zweifel sein, daß dieser unverbesserliche Geizhals kaum den zehnten Theil seiner Einkünfte verbrauchte.

Natürlich verlebte seine junge Gemahlin, die den Namen Mailly theuer genug erkauft hatte und durch das heftige, rauhe Wesen ihres Mannes bald herabgestimmt und verschüchtert wurde, nicht die besten Tage in der Nähe dieses Menschen, dessen wüstes Gemüth sie die Vorrechte eines alten Namens und der damit verknüpften Ansprüche, nur selten genießen ließ.

Doch besaß diese Frau viel Charakter, und so sehr sie danach strebte, durch Nachgiebigkeit und Selbstverleugnung jeden leidenschaftlichen Ausbruch ihres Gatten zu vermeiden, war sie doch fest und unerschütterlich in ihren Forderungen, als ihr einziger Sohn das Alter erreicht hatte, wo für seine Erziehung gesorgt werden mußte.

Sie ließ sich durch das Widerstreben ihres Gatten nicht aus der Fassung bringen und arbeitete aus allen Kräften darauf hin, ihrem Sohne die sorgfältigste Erziehung angedeihen zu lassen.

Dies gelang ihr auch vollkommen, und der

junge Constant Mailly wurde ein in jeder Beziehung ausgezeichneter junger Mann.

Doch konnte seine Mutter die Freude dieses Gelingens nicht in vollem Maße genießen, denn kaum hatte Constant sein achtzehntes Jahr erreicht als ein bösartiges Nervenfieber sie hinwegraffte.

In Alfred fand nach diesem Todesfalle eine sonderbare Veränderung statt. Jedermann glaubte, daß er seinem Sohne nur ein sehr mäßiges Jahrgeld aussetzen und ihm alle jene Entbehrungen auferlegen werde, vor denen seine Mutter ihn bisher bewahrt hätte.

Doch geschah gerade das Gegentheil.

Alfred, der nebst seinem Geize auch ziemlich viel Ruhmsucht besaß, begann auf seinen Sohn, den er von allen Seiten loben hörte, stolz zu sein; und da er sah, daß dieser trotz seinem frischen heitern Jugendmuthe jede Ausschweifung vermied und dabei ein guter Wirth war, fing er an sich der Hoffnung hinzugeben, daß er später ein eben so großer Geizhals werden würde, als er selbst. — Diese Aussicht gewann sein Herz, — und er wurde beinahe freigebig gegen den jungen Menschen.

Dieser fühlte große Neigung für den Soldatenstand, und obgleich sein Vater ihn lieber bei sich

behalten hätte, widerstrebte er ihm nicht, und Constant ward jetzt Rittmeister eines Cavallerieregimentes, das sich in Algier befand.

Wie schon erwähnt, starb der alte Marquis kurze Zeit nach der Restauration und sein Testament vermehrte noch die Entfremdung, die ohnedies zwischen seinen Söhnen herrschte.

Er setzte seinen ältesten Sohn, Hippolit, zum Universalerben ein; sein zweiter Sohn Jerome behielt die Besitzungen in den Antillen, deren Einkünfte man ungefähr auf 45 bis 50,000 Franken anschlagen konnte, und Alfred, der dritte, seinen Jahrgehalt von 30,000 Franken. Auch waren die beiden Letzteren von allen übrigen Begünstigungen ausgeschlossen.

Doch befand sich in diesem Testamente ein Punkt, welcher diese Parteilichkeit einigermaßen auszugleichen schien. Sollte nämlich Hippolit Mailly bei seinem Ableben keinen männlichen Leibeserben hinterlassen, so fiel sein ganzes Vermögen an seine beiden jüngeren Brüder zurück, mit Ausnahme einer Million Franken, welche Jerome und Alfred Mailly verbunden waren der Wittwe, Tochter, Schwiegertochter, oder Enkelin ihres Bruders auszuzahlen.

Aber diese eben so entfernte, als ungewisse Aus-

sicht entlockte dem habsüchtigen Alfred statt ihn zu versöhnen, nur neue Ausbrüche der Heftigkeit gegen das Andenken seines Vaters, und entwickelte in seinem Herzen eine Bitterkeit gegen seine bevorzugten Brüder, die er nicht immer zu verbergen wußte und welche zu mancherlei Gerede Anlaß gab.

Was die Tochter des Marquis, die Gräfin von St. Clair betrifft, so wurden ihr von ihrem Vater, außer dem bedeutenden Heirathsgute, welches sie bei ihrer Vermählung erhalten hatte, 800,000 Franken vermacht, so wie Alles, was er an Kostbarkeiten und Juwelen besaß.

Nachdem Alfred seinen tiefen Unwillen über diese Testamentsbestimmungen so offen zur Schau getragen hatte, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn es allgemein auffiel, als er, nach dem Tode seiner Gattin, sich seinem ältesten Bruder Hippolit zu nähern und eine Art von Freundschaft zwischen ihnen zu bestehen begann. Von Seiten Hippolit's, der trotz seiner Excentricitäten sehr viel Gutmüthigkeit besaß, war diese Freundschaft anfangs die aufrichtigste, bis er wahrnahm, daß Alfred, der stets seinen Vortheil vor Augen hatte, unter dem Mantel dieser erheuchelten Zuneigung Pläne schmiedete, die seinem ältern Bruder durchaus nicht behagten.

Um dies besser zu verstehen ist es nothwendig, alles was uns in Hippolit's häuslichen Verhältnissen bis jetzt noch dunkel blieb, näher zu beleuchten.

Seine Gemahlin, mit welcher er in gleichgültiger, doch friedlicher Ehe lebte, gebar ihm einen Sohn, der auch sein einziges Kind blieb. Hannibal Mailly war der Abgott seines Vaters, der seine Erziehung mit der größten Sorgfalt leitete und ihn, als er einundzwanzig Jahre zählte, mit seiner Cousine, Palma von St. Clair vermählte.

Der alte Marquis, Victor von Mailly, hatte seine einzige Tochter stets sehr geliebt, und diese Liebe erstreckte sich in gleichem Maße auf ihren Gatten, den Grafen von St. Clair. Auch Hippolit fühlte sich im höchsten Grade zu seiner Schwester und seinem Schwager hingezogen und so blieben die beiden Lieblingskinder des Marquis für's ganze Leben eng verbunden.

Die Gräfin St. Clair hatte eine einzige Tochter, Palma, und je mehr dies Kind heranwuchs, desto fester knüpfte sich das Band zwischen beiden Familien, deren gemeinsamer Liebling die kleine Palma war.

Besonders gewann sie das Herz ihres Onkels Hippolit immer mehr und wurde von ihm im vollen

Sinne des Wortes verzogen; vergalt aber auch seine Liebe durch die innigste Anhänglichkeit.

Die vorzüglichste, doch ihm selbst durchaus unbewußte Ursache seiner Zuneigung für dies kleine Mädchen war Eitelkeit, diese Eigenschaft des menschlichen Herzens, die sich in so verschiedenen Gestalten zeigt und in den meisten Verhältnissen des Lebens eine so bedeutende Rolle spielt.

Palma's Charakter war sehr originell, und es schien als ob der ritterliche Geist des alten Hauses Mailly sich auf dies junge Mädchen vererbt hätte, — so daß ihr Onkel Hippolit oft bedauerte, daß sie kein Knabe sei.

Sie fand das größte Vergnügen an jedem männlichen Zeitvertreibe, ritt, focht, schoß sehr gut, und wußte dies alles mit so viel Grazie zu thun, daß weder ihrer Weiblichkeit, noch ihrem fleckenlosen Rufe Abbruch dadurch geschah. — Dabei war sie fest und beständig in allem was sie unternahm.

Das Interesse, welches sie durch ihre auffallende Schönheit, so wie durch die Originalität ihres ganzen Wesens erregte, wurde noch durch die romantisch erhabne Richtung ihres Gemüthes erhöht, die sie alles Edle, Schöne und Ungewöhnliche, aufs wärmste bewundern ließ.

In ihrem achtzehnten Jahre ward sie die Gattin des jungen Grafen Hannibal Mailly und erfüllte durch diese Verbindung die innigsten Wünsche ihrer Eltern und ihres Onkels Hippolit.

Doch das Glück dieser beiden Familien sollte nicht von langer Dauer sein; denn kaum ein Jahr nach seiner Vermählung mit Palma, starb Hannibal Mailly plötzlich nach einer Krankheit von wenig Stunden, die allen Bemühungen der aufs Schleunigste herbeigerufnen Aerzte widerstand.

Um nun auf Alfred zurückzukommen, so war dieser ungefähr anderthalb Jahre nach Hannibal's Tode zu dem Schlusse gelangt, daß Palma eine der reichsten jungen Wittwen im ganzen Lande, und folglich die herrlichste Parthie für seinen Sohn Constant sei, wenn es ihm nur gelingen könne, ihre Hand für ihn zu gewinnen, was ihm um so wahrscheinlicher erschien, da die reizende junge Wittwe ihrem Vetter herzlich gut war.

Sobald jedoch der Marquis Hippolit etwas von diesem Plane wahrnahm, war er mit seinem Entschlusse, ihn um jeden Preis zu vereiteln, alsogleich im Reinen.

Ich will Dir einen Strich durch die Rechnung

machen, mein liebenswürdiger Herr Bruder, sprach er bei sich selbst, — zog die Glocke und ließ seine Schwiegertochter rufen.

Palma, sprach er, ihr die Hand reichend, als sie neben ihm saß, ich habe einen originellen Gedanken.

Ah, das ist herrlich!

Wer weiß, ob Du ihn so herrlich finden wirst. — Sage mir aufrichtig, welcher von all den jungen Leuten, die Du in meinem Hause siehst, gefällt Dir wohl am besten?

Keiner; erwiderte Palma rasch.

Constant?

Nein.

Weshalb nicht?

Weil ich ihn als Cousin sehr liebe, und er mir folglich nicht gefällt.

Der Marquis lachte herzlich; — das ist die eigenthümlichste Schlußfolgerung, die ich je gehört, Palma; wie verstehst Du das? Du sagst er gefällt Dir nicht, weil Du ihn liebst.

Als Cousin, ergänzte Palma; das haben Sie hinzuzusetzen vergessen. Wenn Sie solch eine verwandtschaftliche Zuneigung meinen, habe ich gegen

Constant nicht das Geringste einzuwenden, — — aber — aber — —

Ich meine eine Zuneigung, deren Gegenstand man im Nothfalle heirathet.

Das ist gar nicht nothwendig, fiel Palma ein.

Ganz recht mein Kind, entgegnete der Marquis, durch Palma's Antworten höchlich befriedigt: aber dennoch — sage mir, giebt es Niemand, der Dir auf diese Weise gefiele?

Soll ich Dir helfen? fragte der Marquis. — —

Meinethalben, vielleicht finden wir dann schneller den Rechten.

Dein Cousin Cäsar?

Ah — welcher Einfall! Ein Farbiger, der Sohn einer Mulattin! — — Nein, dafür danke ich. Uebrigens gefällt mir auch der Vicomte Cäsar durchaus nicht, weder als Cousin noch in anderer Weise, — — nein, nein, — Sie rathen schlecht. Es wird besser sein, wenn ich selbst an meinem Herzen anklopfe. — Lassen Sie sehn — nein — meinte sie kopfschüttelnd, wie über einen Namen, den sie sich gedacht hatte, aburtheilen — O nein! — Nun, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, — von allen Männern, die ich kenne, gefällt mir, außer

Ihnen und meinem unvergeßlichen Hannibal, — ein ganz untergeordneter Mensch am besten.

Ein untergeordneter Mensch? — fragte etwas betroffen der Marquis, — und den Du heirathen möchtest?

Warum nicht? — Sie sagten ja „im Nothfalle", und ich entgegnete darauf, daß dies gar nicht nothwendig sei.

Gut — sprach der Marquis, — doch darf man denn den Namen dieses glücklichen Sterblichen erfahren, — den Du übrigens nicht heirathen wirst.

Das ist ein Geheimniß.

Recht mein Kind, — sagte der Marquis, — es bleibt jedenfalls das Deine, wenn Du es Niemand mittheilst; doch kommen wir damit nicht weiter. Ich brauche Wahrheit.

Wie? — Sie wollen mich mit Gewalt verheirathen? — Wissen Sie auch, Papa, fuhr sie mit dem Finger drohend fort, daß das selbst von einem Vater Tyrannei wäre, — und nun gar von einem Schwiegervater! —

Die Sache ist die, Palma, — erwiderte der Marquis: daß mein Bruder Alfred, der, wie Du weißt, sehr bewandert in allem ist, was Kapitalien

und Interessen betrifft, — Dich für ein so schönes Kapital, für ein so hübsches rundes Sümmchen hält, — daß er die größte Lust verspürt, Dich seinem Sohne Constant in die Hände, — oder vielmehr Deine Hand in die Seine zu spielen; — ja ich glaube sogar, — denn der Teufel schläft nie, — daß im Nothfalle, wenn er nämlich keinen Sohn hätte, — der alte Bursche im Stande wäre, selbst um Dich und Dein Vermögen anzuhalten.

Was sagen Sie, Väterchen! rief Palma lachend, — Onkel Alfred als Heirathsstifter? — das ist originell — — und Sie wollen um dieser Originalität zu entgehen mit einer andern auftreten, — —

So ist's — und ehe ich mich mit Alfred in Dich als Schwiegertochter theile, — will ich lieber — wenn der Bewußte nur einigermaßen passend dazu ist, — —

Meine Hand diesem Bewußten, wie Sie ihn nennen, geben, — —

Ja — wenn, — —

Also damit ich nicht Constant's Frau werde, muß ich über Hals und Kopf einen andern heirathen, und wenn es selbst ein Farbiger wäre; — — doch ich dächte, daß sich da leicht auf andere Weise helfen ließe.

Und wodurch?

Durch ein Körbchen.

Hast Du auch bedacht, mit wem wir es zu thun haben, — und daß es nicht gerathen ist Alfred zu beleidigen?

Die junge Frau warf das Köpfchen zurück, und rief verächtlich: — das ist mir gleichgültig; — ich würde mit größter Ruhe dem guten Constant einen Korb geben, — dem übrigens die ganze Sache so wenig in den Sinn kömmt, daß er mir für dies Geschenk noch die Hand küssen würde.

Nein Palma, das geht durchaus nicht. Wenn ich meinen theuren Bruder auch eben nicht übermäßig liebe, will ich ihn doch nicht beleidigen. Wir müssen dem Korbe zuvorkommen und Zeit gewinnen, das ist die Hauptsache; — indessen verliebt sich Constant in eine andre; — oder sein Vater richtet sein Augenmerk auf eine noch glänzendere Parthie.

Palma brach in fröhliches Lachen aus.

Was lachst Du — fragte der Marquis, — hast Du irgend einen guten Einfall?

In der That, entgegnete seine Schwiegertochter, noch immer lachend, — ich habe eine Idee; — —

Cäsar schrieb Ihnen ja in seinem letzten Brief, daß er bald nach Paris kömmt?

So ist's, — rief der Marquis, — — das ist ein herrlicher Gedanke! — ich kenne keinen prächtigern Jungen als Cäsar, — ein wahrer Chevalier St. George. Er hat hier vor zwei Jahren allen Frauen die Köpfe verdreht.

Sie haben es nicht errathen, Papa; es fällt mir gar nicht ein ihn zu heirathen, — ich befinde mich hier sehr wohl; aber wenn Cäsar sich dazu hergeben wollte, — — —

Nur heraus damit, — ich möchte gar zu gerne wissen, welcher Plan in diesem kleinen Köpfchen spukt. — Sich dazu hergeben will! — zum Teufel! — wie ich Cäsar kenne, giebt er sich auch dazu her, mit Dir in den Mond zu gehen.

Für's Erste braucht er mir blos den Hof zu machen, fiel Palma heiter ein, — mit mir zu reiten, zu fechten, zu tanzen, — und wenn die Welt hierunter mehr ahnen und erwarten sollte, — so läugnen wir dies beide nicht, und —

Herrlich, herrlich — rief der Marquis, — ich schiebe dann Alles auf Dich — Du auf Dein Herz, das kein Gesetz kennt, — und endlich lachen Du, Cäsar und ich, alle drei recht herzlich über das im-

provisirte Lustspiel. — — Das ist bei Gott weit besser, als alle Heirathen der Welt; — so bleibt Alles hübsch beim Alten; — und bis ein kleiner niedlicher Dämon, fuhr er fort, Palma auf die Wange klopfend, — sich entschließt, nach Hayti zu ziehen, — oder Cäsar es über sich gewinnen kann, das gelbe Fieber mit der Cholera zu vertauschen, braucht es Zeit; — und Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Sollte später etwa zufällig Ernst aus dem Scherze werden, so ist das Deine Sache, — —

Fi donc, papa! ein Farbiger! Nein — nein. — Und Cäsar gefällt mir überhaupt gar nicht, — setzte sie ernster werdend mit einem Seufzer hinzu; auch erinnert mich der Augenblick unsers ersten Bekanntwerdens an die schwersten Tage meines Lebens; und überdies liebte ihn mein Mann auch aus andern Gründen nicht.

Aus andern Gründen?

Nun, die Männer kennen einer des andern Abenteuer und Herzensangelegenheiten, und Hannibal hielt Cäsar für durchaus herzlos.

Welche Kinderei! Cäsar ist der beste Junge, — — vielleicht war mein armer Hannibal eifersüchtig auf ihn? — —

Ach, welcher Einfall, auf einen Farbigen! —

Cäsar hat sich gegen Jemand, für dessen Loos sich Hannibal interessirte, und den er mir noch in seiner Lebensstunde empfahl, schlecht benommen.

Hm, — vielleicht gegen den Bewußten — der Dir gefällt, und den Du im Nothfalle — —

Genug, Papa! rief Palma mit scherzhaftem Pathos, — — es mag sein, — — doch genug hievon. — In der Hauptsache sind wir also einverstanden.

Vollkommen, — schloß der Marquis das Gespräch.

Cäsar Mailly, der Sohn Jerome's von Mailly, der sich in den Antillen niedergelassen, langte ein paar Tage später wirklich in Paris an.

Die Sache ward ganz so ausgeführt, wie der Marquis und seine Nichte sie besprochen hatten; denn Cäsar, ein großer Liebling des erstern, reichte mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit die Hand zu diesen Scherze, welcher einer Frau wie Palma gegenüber, sehr gefährlich für ihn werden konnte.

Von dieser Zeit an concentrirte Alfred, der seine Pläne nicht so leicht aufzugeben pflegte, seinen ganzen Haß auf Cäsar, und schwor sich zu nichts unversucht zu lassen, um diese Heirath, die er für

einen Lieblingswunsch des Marquis hielt, zu hintertreiben.

Ein trauriger Vorfall machte Palma's Spiel ein Ende. Cäsar erhielt Briefe aus Hayti, die ihm die Nachricht brachten, daß sein Vater ein Opfer des in den Antillen so häufigen und gefährlichen gelben Fiebers geworden sei, und daß die fürchterliche Seuche auch seine Mutter ergriffen, die das Krankenlager ihres Gatten keinen Augenblick verlassen habe.

Der wüthendste Schmerz erfaßte sein junges Gemüth, dessen Eigenschaften näher kennen zu lernen wir später Gelegenheit haben werden; nichts konnte ihn einen Augenblick zurückhalten, und in derselben Stunde, in welcher er die fürchterliche Nachricht erhalten, verlies er Paris, ohne sich Zeit zu nehmen, den Marquis und Palma noch zu sehen, denen er nur durch ein paar Zeilen den Grund seiner plötzlichen Abreise mittheilte.

Zwei Tage nach Cäsar's Abreise fühlte sich der Marquis von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen, und ehe noch der Arzt, den man augenblicklich herbeirief, am Krankenbett erschien, war er verschieden.

Alfred, nach dem Palma in ihrer ersten Verzweiflung schickte, kam auf der Stelle, doch auch zu

spät, denn er hatte nur noch Zeit, die erkaltende Hand seines Bruders zu drücken und einen Abschiedsblick von ihm zu empfangen.

Trotz seines trocknen, egoistischen Gemüthes war er augenscheinlich von diesem Verluste ergriffen, und sprach in Palma's und des Arztes Gegenwart die Ueberzeugung aus, daß der Tod seines Bruders kein natürlicher sei, und daß er schon bei dem seines Neffen Hannibal, der beinahe unter denselben Umständen erfolgt sei, diesen Verdacht gehegt habe. — Er bestand darauf, daß der Leichnam secirt werde, was endlich auch geschah; — doch entweder verstand der junge Hausarzt des Marquis die Sache nicht gründlich genug, oder wollte die Familie Mailly nicht einem öffentlichen Prozesse aussetzen, was bei der Untersuchung, die der Verdacht solch eines Doppelmordes herbeiführen mußte, unvermeidlich gewesen wäre — kurz er behauptete, oder fand dies wirklich bestätigt, daß ein Schlagfluß dem Leben des Marquis so rasch ein Ende gemacht habe.

Demungeachtet riefen diese beiden, so plötzlich eingetretenen Todesfälle im Publikum mancherlei Vermuthungen hervor — welche Alfred, der den wärmsten Antheil an der Sache nahm, durch hingeworfne Worte und schlecht verhehlten Verdacht stets wach

erhielt; — — doch wir wollen dem Gange unsrer Erzählung in keiner Weise vorgreifen.

. . . . . . .

So waren die Verhältnisse der Familie Mailly beschaffen, als wir nach Ueberspringung eines Zeitraums von funfzehn Jahren den Faden unsrer Begebenheiten wieder aufnehmen.

---

## IV.

Wir befinden uns in Paris, dieser heitern Nebenbuhlerin London's, wo inmitten beweglicher, leichtherziger Franzosen der ernste Engländer wie der unruhige, genußsüchtige Italiener, der sinnende Deutsche wie der schwärmerische Pole und der in heißer Vaterlandsliebe entbrannte Ungar, Genuß und Zerstreuung sucht und findet, in diesem großen Dedale, das der eine Theil einen galvanisirten Leichnam nennt, während der andre es für die Quelle alles Lebens erklärt; wo zwischen immerwährenden politischen Kämpfen, Regierungswechseln und Emeuten, des Volkes leichter Sinn und leichte Sitten nur einiger Ruhetage bedürfen, um die erregten Wogen zu glätten und aufs Neue sich den gewohnten Genüssen und Zerstreuungen hinzugeben; — in Paris, wo unter welterschütternden Katastrophen sich einzelne ergreifende Familiendramen entrollen, und in

den dunkeln, unbekannten Höhlen der Armuth, umgeben von der Atmosphäre des Lasters, sich oft die zarte Blume der reinsten Tugend entfaltet; — in Paris, wo der Palast des Reichen und der Schauplatz der Kunst der Sünde eben so zugänglich sind, als die bescheidnen Häuser der Vorstadt und das dumpfe Estaminet; — denn in diesen Strudel der Verderbtheit und Sittenlosigkeit muß man viel Tugend mitbringen, um den zahllos lockenden Syrenenstimmen zu widerstehn, während ein geringer Grad des Leichtsinns hinreicht, um moralisch vernichtet am Fuße des steilen Abhangs anzulangen.

. . . .

Eines Tages blieb ein junger Mensch vor einem Hause der Vorstadt Montmartre stehn, betrachtete aufmerksam die Nummer desselben, und trat dann in die Loge des Portiers.

Dieser kam dem Fremden höflich entgegen und fragte ihn, womit er dienen könne.

Wollen Sie wohl so gütig sein, mir zu sagen, ob hier für Herrn Emil Meunier eine Wohnung gemiethet wurde?

Ja mein Herr, entgegnete der Portier, gemiethet und auch für ein ganzes Jahr bezahlt. Habe ich vielleicht die Ehre Herrn Meunier vor mir zu sehn?

Der bin ich, sagte der Jüngling; — ich hoffe, daß ich meine Sachen finde, denn sie wurden schon vor einer Stunde hieher geschickt.

Alles ist in Ihrer Wohnung; — wenn es Ihnen gefällig ist, führe ich Sie hinauf.

Ich folge Ihnen; erwiderte Meunier.

Der Portier ergriff ein Schlüsselbund, setzte seine Mütze auf, und bald waren sie, zwei Treppen hoch, in der bestellten Wohnung.

Während er den neuen Miethsmann in derselben herumführte, versäumte der Portier nicht, ihn aufmerksam im Auge zu behalten, doch ohne seine Neugierde zu verrathen; denn so oft Meunier sich zu ihm wandte, wußte er seinen Zügen den gleichgültigsten Ausdruck zu geben.

Die Wohnung bestand aus einem großen und einem kleinen Zimmer; letzteres, welches zur Schlafstube bestimmt war, hatte nur einen Ausgang in das große Zimmer, aus welchem man in das Vorhaus und von da in einen breiten Corridor gelangte.

Die Fenster beider Stuben gingen auf die Straße. Der Jüngling sah sich in den Zimmern um und erklärte seine Zufriedenheit mit denselben, was der Portier durch eine höfliche Antwort erwiderte.

Die Meubel der kleinen Wohnung waren zierlich, doch höchst einfach, und die Mauern derselben mit den billigsten Tapeten bekleidet.

Wie die beiden Personen von der Mittagssonne beleuchtet nebeneinander in der Wohnstube standen, konnte man sich kaum einen größern Contrast denken als der war, der zwischen beiden stattfand.

Das Aussehn des Jüngern erinnerte an das der deutschen Studenten; er trug einen dunkeln bis ans Kniee reichenden Oberrock mit einer Reihe Knöpfen; der weiße gestärkte Hemdenkragen war zurückgelegt und in der Hand hielt er die schwarze Sammetmütze, mit breitem rundem Deckel. — Seine Züge sind regelmäßig, sein Profil edel, und trotz der etwas bleichen Wangen, geben doch die großen lebhaften Augen der ganzen Physiognomie jenen jugendlichen, beinahe kindlichen Ausdruck, der den Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter bezeichnet.

Das volle, glänzend braune Haar fällt auf den weißen Hemdenkragen herab, und sein ganzer Anzug ist eben so zierlich als geschmackvoll.

Der wißbegierige Portier hingegen ist eine kleine, untersetzte Gestalt mit kurzgeschnittnem, in's Graue spielendem Haare, und ziemlich weit über die Mittagslinie des Lebens hinaus. Sein Gesicht ist rund

und voll und trägt schon die Spuren des Kupfers, das sich in leichtem Geäder über Wangen und Nase zu verbreiten beginnt. Uebrigens ist er strotzend von Gesundheit und sein Anzug reinlich, doch seinen Ursprung, die Trödelbude, deutlich verrathend; denn jedes Stück desselben weicht in Schnitt und Qualität bedeutend von dem andern ab. Während sein unterer Mensch in äußerst grobe Tuchbeinkleider und schwere Stiefel gehüllt ist, läßt die buntgeblumte Sammetweste auf den höhern Stand ihres ersten Besitzers schließen, und der graue Oberrock, der ihm schlotternd um die Schultern hängt, verräth, daß er einst die gerundete Taille eines wohlbeleibten Müllers umschloß.

Der Portier zeigte dem jungen Menschen in einer Ecke der Schlafstube den netten Koffer und ein Paar Reisetaschen, die man als sein Gepäck hergebracht hatte, und fragte dann im freundschaftlichsten Tone: ob er vielleicht noch mit irgend etwas dienen könne?

Ich danke Ihnen, mein Herr, entgegnete der Jüngling; da ich zum erstenmale in meinem Leben in Paris bin, werden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir manchmal in Einem oder dem Andern mit

gutem Rathe beistehn wollen, was übrigens Ihr Schaden nicht sein soll.

Ganz gut, — sagte der Portier. Noch eins, mein Herr, empfangen Sie Besuche?

Der Jüngling sah ihn an und schwieg ein paar Secunden; — dann antwortete er: das weiß ich Ihnen wahrlich für jetzt nicht zu sagen, doch mag es sein, daß ich später Bekannte finde. Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich unter allen Hausbewohnern gewiß derjenige sein werde, der Ihnen die wenigste Ungelegenheit verursacht. — Nun eine Frage: giebt es hier in der Nähe ein einfaches Gasthaus, wo ich manchmal essen könnte?

Ehe ich Ihnen hierauf antworten kann, entgegnete der Portier, müßte ich erst wissen, welche Art von Gasthaus ihren Forderungen entspricht. — In unsrer Straße, kaum funfzig Schritt von hier entfernt, ist eine recht hübsche Taverne; im Hause selbst jedoch befindet sich ein kleines Estaminet, wo man gut und äußerst billig speist; doch muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der Gastgeber mit den Köchen mehrerer großen Herren in Verbindung steht und seine Speisen größtentheils von diesen bezieht; gewöhnlich Ueberreste des vorhergehenden Tages. Es ist jedoch die Frage, ob diese großherr-

lischen Ueberbleibsel nach Ihrem Geschmacke sind, obgleich die Frau des Gastgebers sie so appetitlich herzurichten weiß, daß der erste Restaurant sich ihrer nicht zu schämen brauchte.

Ich werde wohl selten hier in der Nähe essen, manchmal jedoch kann es geschehen, und in diesem Falle bin ich bescheiden in meinen Ansprüchen, sagte der Jüngling lachend.

Das ist sehr vernünftig, mein Herr, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, bleiben wir bei dem Estaminet, denn in der erwähnten Taverne kommen Sie zum Frühstück und Diner unter 3—4 Franken nicht weg, — während Sie hier, — mit einiger Vergeßlichkeit — Sie wissen schon, was ich meine, — für einen oder anderthalb Franken fürstlich leben.

Die Taverne ist also eine andre Art von Gasthaus — wo wahrscheinlich table d'hôte ist?

Nein, man speist á la carte; doch wie ich sagte, wenn Sie sich satt essen wollen, — —

Ich danke Ihnen, mein Herr; erst will ich Eins versuchen und dann das Andre. Doch muß ich gestehn, daß ich im Leben nichts mehr hasse als Ueberbleibsel; ich konnte mich nie damit befreunden.

Mein Herr, entgegnete der Portier mit wichtiger Miene, Ihre Antwort hat einen tiefen Sinn,

— doch fasse ich ihn vollkommen. Sie haben Recht — ganz Recht; — der Himmel schütze uns vor Ueberbleibseln: ich könnte ihnen hierüber äußerst bemerkenswerthe Dinge mittheilen, — —

Um welche ich Sie bei einer spätern Gelegenheit bitten werde, unterbrach ihn Meunier, dem dies Gespräch nachgerade zu langweilen schien. Ich will jetzt meine Sachen in Ordnung bringen und dann eine Entdeckungsreise nach der Taverne antreten.

Der Portier schien wohl noch Lust zu längerem Bleiben zu verspüren, doch da er sah, daß der Jüngling seinen Koffer aufschloß, empfahl er sich.

Adieu, sagte Meunier, ich hoffe auf baldiges Wiedersehn.

Der Portier betrachtete seinen neuen Miethsmann noch einmal aufmerksam, und entfernte sich.

Sobald der junge Mann allein war, verschloß er die Thüre, sah sich noch einmal aufmerksamer in seiner Wohnung um, blieb dann vor einem Fenster des Schlafzimmers stehn, und blickte rechts und links die Straße hinab, als ob er eine Uebersicht seiner äußern Umgebungen gewinnen wolle.

Gegenüber erhob sich ein altes, dunkles Haus, das die Ecke der Straße bildete. In diesem Hause waren die vier, Meunier's Wohnung gegenüberlie-

genden Fenster geöffnet, und gewährten den Blick in einen ziemlich geräumigen Saal.

In diesem Augenblicke war jener Saal vollkommen leer, obgleich dessen bezeichnende Einrichtung bewies, daß es einer jener Orte sei, die zu gewissen Stunden des Tages von nur zu lärmenden Besuchern erfüllt sind.

Man konnte durch die geöffneten Fenster an der gegenüberliegenden Wand deutlich eine lange Reihe gerader Rappiere, Plastrons, Drahtmasken und Fechthandschuhe sehen. Ueber diesen hingen zierliche, grüne Täfelchen mit goldnem Rande und verschiedenfarbige Fahnen in geschmackvoller Zusammenstellung.

Aus einem andern Fenster konnte Meunier auch die rechte Seite des Saales übersehen, in deren Mitte sich eine hohe, von Teppichen verdeckte Thüre befand, während rechts und links lange Ottomannen sich an der Wand hinzogen.

Eine von der Decke herabhängende vielarmige Gaslampe vervollständigte die Einrichtung dieses Fechtsaales.

Hätte Jemand den Jüngling beobachtet, so würde er wohl wahrgenommen haben, daß diese Nachbarschaft ihm nicht neu war, und der Ausdruck

seiner Züge bewies, daß er nur etwas Erwartetes bestätigt fand.

Nachdem er seine Uebersicht beendet hatte, wozu ein paar Momente hinreichten, zog Meunier eine kleine sechsläufige Pistole aus der Rocktasche, ließ das Schloß ein paarmal spielen, und legte sie dann auf den Tisch, der vor dem Sopha seiner Wohnstube stand.

Wahrhaftig, sagte er lachend zu sich selbst, — ich glaube kaum, daß ich dies kleine Arsenal nöthig haben werde, — doch wer auf Abenteuer ausgeht, kann dergleichen nicht entbehren.

Jetzt öffnete er den Koffer und räumte die darin befindlichen Kleider und Wäsche in einen Schrank.

Ich muß meine kleine Haushaltung in Ordnung bringen, fuhr er dabei in seinem Selbstgespräche fort; wie mich das amüsirt! — Dann versah er den in der Stube befindlichen Schreibtisch mit allen möglichen Schreibrequisiten und dachte dabei: wie köstlich! das ist eine wahrhafte Garçonwohnung.

Als er alles zierlich und nach Art eines an Ordnung gewöhnten Menschen eingerichtet hatte, setzte er sich gleichsam ausruhend auf's Sopha.

Es schien nicht unter die Eigenthümlichkeiten des jungen Mannes zu gehören, lange Selbstgespräche zu halten; doch waren seine Gedanken sehr in Anspruch genommen, wenn wir nach den Spiegeln der Seele, nämlich den Augen und der weißen Stirn urtheilen dürfen, deren wechselnder Ausdruck auf die Verschiedenartigkeit der Gegenstände schließen ließ, die sein Nachdenken beschäftigten.

Eine kurze Viertelstunde war vollkommen hinreichend, um diesen seinen zarten Gliedern die gewohnte jugendliche Federkraft wiederzugeben, und sogar auf die Schwungkraft der Seele zu wirken, denn wie von einer neuen Idee ergriffen, zog der Jüngling ein kleine Uhr aus der Tasche, und nachdem er einen Blick darauf geworfen, sprang er auf, ergriff seine Mütze und verließ die Wohnung, sie sorgfältig hinter sich verschließend.

Sähe der Portier den neuen Miethsmann sich entfernen, so würde er gewiß der Ueberzeugung leben, daß dieser seinen Weg nach der von ihm empfohlnen Taverne nimmt; — doch hierin würde er sich täuschen.

Als Meunier aus dem Hause trat, schlug die nächste Thurmuhr Eins, und die Straße wimmelte

von Menschen, die nach allen Richtungen ihren Geschäften oder Vergnügungen nachgingen.

Es war ein schöner, heitrer Julitag, dessen reine, durchsichtige Luftwellen von einem sanften Zephyr bewegt wurden; einer jener herrlichen Sommertage, deren Glanz und Wärme so wohlthätig besonders für ein gedrücktes Gemüth sind.

Auch in den lebendigen Zügen des jungen Meunier spiegelte sich der Einfluß dieses schönen Tages, und ihr Ausdruck wurde noch fröhlicher, obgleich die leicht zusammengepreßten Lippen, verbunden mit dem beinahe herausfordernden Blicke der feurigen Augen uns ahnen lassen, daß in seinem Innern sich etwas entwickelt, was wichtiger als die gewöhnlichen Alltäglichkeiten ist.

Statt seinen Weg nach der angegebenen Taverne zu nehmen, wählte er gerade die entgegengesetzte Richtung, und als er zwei Straßen durchschritten ohne um sich zu blicken, blieb er stehn und sah aufmerksam auf einen gewissen Punkt, wo an der Mündung eines engen, finstern Gäßchens ein eleganter Coupé mit zwei herrlichen Braunen bespannt hielt.

Wagen und Pferde waren tadellos, die Livree des Kutschers geschmackvoll und aus dem Ganzen sah man, daß der Besitzer dieses Gespannes den

reichen und gewählten Kreisen angehörte und deren feinern Ansprüchen vollkommen Genüge zu leisten verstand.

Sobald der Jüngling den Wagen erblickte, ging er auf ihn zu. — Er mochte wohl noch hundert Schritte davon entfernt sein, als ein in zierliche Livree gekleideter Mohr, der bisher halb von dem Wagen verborgen neben demselben gestanden hatte, ihm entgegeneilte.

Sallust! fragte der Jüngling, wartest Du schon lange hier?

Nein, Herr, entgegnete dieser, seine Taschenuhr hervorziehend; ungefähr seit fünf Minuten; es schlug eben erst Eins, und für diese Stunde bestellten Sie uns hieher.

Gut, rief der Jüngling, leicht in den Wagen springend, und sich neben den Kutscher setzend sagte diesem der Mohr: — nach dem Hotel.

Der Wagen fuhr durch viele Straßen und verschwand endlich in dem Thorwege eines prächtigen Hauses.

Als er vor der Glasthüre der Marmortreppe hiet, öffnete der Mohr den Wagenschlag, half seinem jungen Gebieter beim Aussteigen, und folgte

ihm dann, nachdem er dem Kutscher noch eine Weisung ertheilt.

Die Hauptthüre der Beletage harrte, schon geöffnet, des Kommenden.

Sionel, sprach der Jüngling zu einem ihn im Vorzimmer erwartenden Manne, in dem man auf den ersten Blick einen Kammerdiener oder Haushofmeister erkannte, hat mich Niemand gesucht?

Ja, Frau Gräfin, entgegnete dieser sich verbeugend; Sie werden im Salon eine Dame finden, die sich Ihre alte Bekannte nennt, — die jedoch noch nie hier war.

Eine alte Bekannte? Eine Frau, und ich soll sie in diesem Anzuge empfangen? — Was schadet's endlich auch; — dachte er, und sagte dann sich wieder zu dem Kammerdiener wendend:

War noch Jemand anders hier?

Auf Ihrer Toilette liegt ein Brief und zwei Visitenkarten, lautete die Antwort.

Hierauf eilte der Jüngling, oder die Frau, oder — wir wollen hoffen, daß wir bald erfahren wer, doch keinesfalls Herr Meunier, in das erste Gemach, welches einer der elegantesten Salons in ganz Paris war.

Alles, von dem türkischen Fußteppich und den

seidnen Fenstervorhängen an, bis zu den Spiegeln in breiten goldnen Rahmen und den tausend zierlichen und kostbaren Kleinigkeiten, denen das Auge überall begegnete, bewies, daß die Bewohnerin dieser Räume, was Vermögen betrifft, eine der reichsten, was Geschmack betrifft, eine der gebildetsten Frauen der Hauptstadt sein müsse.

Dieser schöne Salon erfreute sich jedoch nur wenig Augenblicke der Gegenwart seiner Herrin, die rasch die Thüre eines zweiten öffnete, der dem ersten weder an Geschmack noch Pracht nachstand.

Bei ihrem Eintreten erhob sich vom Sopha eine junge hübsche Frau und trat ihr entgegen.

Beide sahen sich einen Augenblick ins Auge, dann riefen sie zugleich: Clarisse! — — Palma! —

Ah! das ist eine köstliche Ueberraschung, rief der mit dem Namen Palma angeredete Jüngling; — wann kamst Du an?

Statt aller Antwort ward sie von der jungen, Clarisse genannten Frau herzlich umarmt; doch mit scherzender Eile sich ihr rasch wieder entwindend, sprach diese lachend: Wenn Jemand uns überraschte, wüßte man wahrhaftig nicht, welch einen jungen Herrn ich so zärtlich an mein Herz drücke. Ah, Palma! Du siehst allerliebst aus und bist, wie ich

sehe, immer noch die alte muthwillige, launige Palma!

Palma lachte.

Laß mich Dir kurz erzählen, fuhr die Andere fort, daß ich gestern Abends erst in Paris ankam, wo es meine erste Sorge war, mich nach meiner in Pyrmont erworbenen Freundin zu erkundigen.

Palma umarmte nochmals ihren schönen Gast und rief freudig aus: — Gut, daß Du hier bist, Clarisse; ich vermag Dir nicht zu schildern, wie so ganz zu rechter Zeit Du kömmst; — — doch jetzt folge mir in mein Ankleidezimmer, ich kann es kaum erwarten den heidelberger Studenten abzustreifen.

Ah, welch ein Abenteuer! — Was werde ich da alles erfahren, wenn ich nämlich Dein Vertrauen noch besitze, sagte Clarisse.

Wie froh und heiter bin ich heute gelaunt, — ich hatte einen kleinen Plan — —

Der gelungen ist, fiel Clarisse ein.

Wunderbar gelungen, versicherte Palma mit heiterem Lächeln.

Während diesem Gespräche waren sie in ein Nebenzimmer getreten, wo alles, was zur Toilette einer eleganten, sich in den glänzendsten Kreisen bewegenden Frau gehört, zierlich geordnet, der rück-

kehrenden Palma zu harren schien, während zwei niedliche Zöfchen zu ihrem Dienste bereit standen.

Setze Dich hierher in diesen Fauteuil, so nahe als möglich zu meinem Toilettentische, sagte Palma und zeigte auf einen großen, mit gelbem Sammet überzogenen Lehnstuhl.

Clarisse, die den Hut schon im Salon abgenommen hatte, setzte sich und sah mit einer Art neugierigen Interesses Palma zu.

Schnell, nur schnell! rief diese, und die beiden Mädchen machten sich eilig daran den jungen Herrn nach und nach auszuschälen, was mit mancher kleinen Ungeschicklichkeit in's Werk gesetzt wurde, vorzüglich als nach abgeworfenem Rocke die Unterkleider an die Reihe kamen. Besonders bedurfte es vieler, wenig Uebung verrathender Evolutionen, bis es den beiden Zofen gelang die kleinen lackirten Stiefel herabzuziehen, und das glückliche Resultat ihrer Bemühungen wurde von dem Falle des einen Zöfchens begleitet, das sich, mit dem Stiefel in der Hand, plötzlich etwas unsanft auf die Erde versetzt fühlte.

Ungeschickte! rief Palma.

Ach, Frau Gräfin! ich habe noch nie einen

jungen Herrn ausgezogen, entschuldigte sich das Mädchen, mit sauersüßer Miene.

Palma lachte, und selbst Clarisse, deren Züge im Ganzen nicht eben den Stempel der Heiterkeit trugen, konnte sich bei dieser Szene des Lächelns nicht erwehren.

Während alle diese Kunststücke an ihr verübt wurden, verrieth Palma manchmal ihre Ungeduld, doch ohne den beiden eifrigen Kammerfrauen ein Wort des Unwillens zu sagen. — Armide bedient mich heute zum ersten Male, erwähnte sie nur, gleichsam entschuldigend, gegen Clarissen.

Als die nöthige Metamorphose beendet war und Palma einen weißen Peignoir umgeworfen hatte, setzte sie sich vor den Toilettentisch und begann ihren Anzug mit dem Ordnen der Haare, was jedoch bald beendet war, da sich, wie schon erwähnt, dieselben ziemlich kurz verschnitten in natürlichen Locken um das schöne Köpfchen legten.

Während hier, binnen ein paar kurzen Viertelstunden, sich aus dem wunderhübschen Jünglinge eine vollendet schöne Frau entfaltet, wollen wir einen prüfenden Blick auf Jene werfen, die von ihr Clarisse genannt worden war.

Sie mochte ungefähr fünfundzwanzig bis sechs=

undzwanzig Jahre zählen und ihre ächt französische Physiognomie, deren Züge die Mitte zwischen dem abendländischen und morgenländischen Typus halten, bringen schon beim ersten Anblick einen angenehmen Eindruck hervor.

Ihre schönen, schwarzen, ernsten Augen werden von feinen, dunkeln Wimpern beschattet, und die Stirn, obgleich weder hoch noch gewölbt, contrastirt in ihrem schneeigen Weiß angenehm gegen das volle braune Haar, das auf eine Weise geordnet ist, welche durch eigenthümlichen Geschmack, die Mode, so zu sagen, idealisirt.

Ihr Anzug bestand aus einem Kleide von grauem Seidenzeuge, das trotz seiner Einfachheit äußerst geschmackvoll war, und der kleine reichgestickte Kragen so wie die Manschetten, welche die zarten Hände umschlossen, gaben dem Ganzen jenen Anstrich von Nettigkeit, der jeden, auch den einfachsten Anzug verschönt.

Während Palma's Toilette sprachen die beiden Frauen von gleichgültigen Gegenständen, doch schien es als ob Beide mit Ungeduld dem Augenblicke des Alleinseins entgegensähen, wie Jemand, der viel zu fragen oder viel zu berichten hat.

Meine Handschuhe, Armide, sprach jetzt Palma.

Sogleich, Frau Gräfin, entgegnete das Zöfchen, das wir nicht lange vorher mit dem Stiefel in der Hand auf der Erde sahen.

Mariette, mein Taschentuch.

Die andere Kammerfrau brachte ein duftendes, mit Sammet überzogenes Kästchen herbei, aus welchem die junge Gräfin nach kurzem Wählen ein Tuch hervorzog, das ein Sachverständiger wohl auf hundert Franken geschätzt haben würde.

Palma trug ein Kleid vom feinsten indischen Mousselin, mit breiten Brüssler Spitzen besetzt. Eine Mantille von denselben Spitzen war leicht um ihre Schultern geworfen, und eine duftende weiße Theerose war der einzige Schmuck ihres Haares. Am linken Arme trug sie ein Armband von orientalischen Perlen, durch große Solitäre zusammen gehalten.

Man konnte sich nichts Frischeres, nichts Jugendlicheres vorstellen, als Palma's Erscheinung in diesem Anzuge. Wer sie so gesehn, konnte sich kaum etwas Reizenderes denken.

Als ihre Toilette ganz beendet war, winkte sie Clarissen, und Beide begaben sich in den von uns nur flüchtig erblickten zweiten Salon.

Die Wände dieses Gemaches, dessen Fenster

aus ungeheuren, mit breiten goldenen Rahmen umgebenen Spiegelgläsern bestanden, so daß sie mehr Gemälden als Fenstern glichen, waren mit blauem Damast bekleidet. — Weiße Spitzengardinen, halb von blauen, mit silbernen Quasten aufgenommenen Damastvorhängen verdeckt, umgaben die Fenster. Die Meubel, von weißem Citronenholze, mit schwerem blauem Sammet überzogen, waren in vier großen Gruppen, ziemlich entfernt von den Wänden des Zimmers, geordnet und schienen einer zahlreichen Versammlung zu harren. Wenn wir uns hierzu noch die herrlich gearbeiteten silbernen Kron- und Wandleuchter, die weichen persischen Teppiche, die mit den kostbarsten Seltenheiten beladenen Tische und Fauteuils, die reichgebundenen Bilderwerke und Albums vergegenwärtigen, können wir uns ein Bild von Palma's sogenanntem blauem Salon entwerfen, als dessen Hauptzierden wir jedoch noch einige herrliche Gemälde von Horaze Vernet und einen Ueberfluß der seltensten Blumen zu nennen vergaßen.

Die beiden Frauen nahmen auf einer Causeuse Platz.

Clarisse schien zu erwarten, daß ihre Freundin das Gespräch beginnen solle, und Palma verrieth

auch gar keine Lust mit dem Anfange ihrer Mittheilungen zu zögern.

Sie ergriff die Hand ihrer Freundin, und sagte in noch herzlicherem und vertrauterem Tone als bisher:

Ehe ich Dich in die hiesige Welt einweihe und — wenn Du hübsch schweigen kannst, — auch in meine Angelegenheiten und Geheimnisse, mußt Du selbst mir jetzt sagen, woher Du kömmst, und ob ich hoffen darf mich lange Deiner Gegenwart zu erfreuen.

Wenn ich Dir, liebe, gute Palma, alles das erzählen wollte, was seit unserem Zusammentreffen in den Bädern von Pyrmont mit mir geschah, würde dies eine vollständige Biographie abgeben. Deshalb werde ich nur das erwähnen, was Dir als Einleitung zu allem dienen kann, was ich Dir ein und das anderemal, wenn wir gerade Zeit und Muße haben, mittheilen will.

Jetzt komme ich aus London, wo ich die Erbschaft meines Großvaters übernahm.

Also ist Dein Großvater gestorben! Als Du mit ihm in Pyrmont warst, schien er mir noch ganz gesund und rüstig.

Er ist todt, gute Palma, fuhr Clarisse fort;

und obgleich ich, seit dem nur zu frühen Ende meines Mannes, viel von den Launen und Eigenheiten des alten Herrn zu leiden hatte — — traf dieser Todesfall mich doch um so schmerzlicher, da er ganz plötzlich stattfand, als ich gerade im Schauspielhause war.

Palma drückte theilnehmend die Hand der Freundin; — ich verstehe Dich wohl, gute Clarisse, sprach sie dann; — der Tod schlug ja auch meinem Herzen eine tiefe Doppelwunde.

Doch diese Wunde hat bei mir noch einen Stachel, den ich stets schmerzlich fühlen werde. — Du weißt, — denn ich sprach Dir schon in Pyrmont davon, — daß ich über meine Eltern in völliger Ungewißheit bin, und daß mein Großvater diesen Gegenstand entweder ganz vermied, oder doch so ungenügend berührte, daß ich nicht einmal den Namen meines Vaters kenne.

Wie, Clarisse, — Du sagtest mir ja, daß Du eines Seemanns Tochter seist und Dich auch seines Namens erinnerst!

Es kann kaum etwas so Bitteres und Beschämendes geben, als wenn man nicht einmal den Namen seiner Eltern kennt. Als ich Dir in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft und Freundschaft hier=

von sprach, hielt eine Art von falscher Scham mich ab, Dir die volle Wahrheit zu bekennen, und so nannte ich Dir einen Namen, den ich lange Zeit für den meines Vaters hielt. Dies ist der Name Tegnier; — so hieß der Schiffscapitain, der mich der Familie Beaumanoir übergab; — doch mein Großvater behauptet, daß dieser Mensch meine Mutter entführte, und mein Vater aus Gram hierüber gestorben sei. — — Das ist alles, was ich weiß.

Sonderbar! und Dein Großvater that nie eine Aeußerung, aus der Du auf den Namen Deines Vaters schließen könntest?

Niemals! — obgleich ich Ahnungen hatte, — und noch habe; — doch ich verschließe sie in der Tiefe meines Herzens und ihre Berührung thut mir weh, gute Palma. Du wirst begreifen, daß, so lange es nur Ahnungen sind, ich sie Niemand mittheilen kann, und wozu sollte das auch führen. — — —

Dein Großvater hatte in London ein großes Handlungshaus, — wenn ich nicht irre —

Einst, vor vielen Jahren, — ja. Doch machte er längst Alles zu Gelde und mein ganzes Vermögen befindet sich in der englischen Bank. — Das Vermögen meines Mannes jedoch fiel mit Ausnahme

eines kleinen Besitzthums in der Normandie an die Familie Savigny zurück.

Und Du bleibst jetzt hier?

Meinen Wünschen nach, ja. — Ich weiß nicht, was mich hierher nach Frankreich zieht, obwohl ich den größten Theil meiner Kinder- und Jugendjahre in Indien und England verlebte.

Das ist der beste Gedanke, den Du fassen konntest. Wie freue ich mich darauf, Dich in die Welt einzuführen. O, wir wissen hier zu leben, — —

Ich empfinde nicht viel Lust in Euren Gesellschaften aufzutreten, gute Palma, — die Enkelin eines englischen Kaufmanns dürfte in jenen Kreisen, in denen Du heimisch bist, schwerlich ein gerngesehener Gast sein.

Ah, Du machst mich lachen, Clarisse! — mit diesem Gesicht — mit diesem Wuchse! — Daß unsere jungen Schönheiten Dich eben nicht auf's Herzlichste empfangen — das mag wohl sein; — doch ist das stets das Loos schöner Frauen, besonders wenn sie fremd sind; — aber endlich geben doch die Herren den Ton in solchen Sachen an, — und was diese betrifft — da kann ich Dich auf jeden Fall des glänzendsten Empfanges versichern. Uebrigens

gehört ja auch die Familie Deines Mannes, des Chevalier von Savigny, zu den ältesten des Landes.

Clarissen's Busen hob ein Seufzer; lassen wir jetzt dergleichen Pläne; — ich habe deren auch, beste Palma — und vielleicht theile ich sie Dir mit; — aber später, wenn ich sie erst selbst recht in's Reine gebracht habe. — Jetzt ist die Reihe an Dir, — und Dein Männerrock und Barett haben mich schon sehr neugierig gemacht. Sprich — — welch romantisches Abenteuer beschäftigt Dich? Alles gelang Dir wie Du sagst; beginne nun; — ich bin ganz Ohr! —

Wie gesagt, Alles gelang mir bis jetzt. Doch um Dich ganz in meinen Plan einzuweihen, muß ich Dir ihn erst erklären. — Erinnerst Du Dich, daß ich Dir öfters von einem jungen Menschen, Namens Alphons Robert, der sich jedoch Alphons Maninier nennt, sprach?

Ja; — entgegnete Frau von Savigny, ich entsinne mich dessen.

Du weißt auch, welches Verhältniß mich an diesen Jüngling knüpft?

Dein edles Herz — sprach Clarisse.

Ich bezweifle, daß ich mich einer so uneigennützigen Tugend rühmen darf — doch dem sei wie

ihm wolle, — dieser junge Mann interessirt mich jetzt mehr denn jemals.

Du kennst ihn also?

Ja, — doch hiervon später. Jetzt will ich diese Bekanntschaft erneuern.

Wie, erneuern?

Das ist mein Geheimniß, Clarisse; ich will sie erneuern ohne von Alphons erkannt zu werden.

Immer die Alte!

Ja wohl, gute Clarisse, — immer die Alte. — Doch wird mir die Sache noch viel Kopfzerbrechen kosten.

Es ist also noch nicht geschehn?

O nein! Wir sind erst auf dem Wege dazu; — aber wie gesagt, bis jetzt geht Alles prächtig. Höre also: Alphons übt sich täglich in einem Fechtsaale der Vorstadt; — dort will ich ihm begegnen.

Zum Glücke bist Du im Fechten geübt; jetzt begreife ich auch die Verkleidung. Doch fahre fort, das amüsirt mich köstlich.

Damit ich ihn aber nicht verfehle, habe ich eine Wohnung, dem Fechtsaale gerade gegenüber gemiethet.

Also schon?

Ja, doch kostete es mich eine Kriegslist. — Die Wohnung, die mir für meinen Plan am passend-

sten schien, war im Besitz eines gelehrten Archäologen; dieses Mammuth mußte also erst daraus vertrieben werden, und Du begreifst wohl, was es sagen will, solch ein vorsündfluthliches Thier von der Stelle zu bewegen.

Dazu bedarf man eines Archimed, — sagte Clarisse lachend.

Seine Wohnung, — fuhr Palma fort, — war mit einer Menge Mammuthknochen, Grabsteinen, Thränenkrügen, nasenlosen Büsten, und der Himmel weiß was für altem Gerumpel angefüllt.

Herrlich; — ich bitte Dich fahre fort.

Ein Baumeister, den ich zu gewinnen wußte, half mir den Plan ausführen. — Zu unserm Glücke hatte der Gelehrte die Wohnung nur für ein Jahr gemiethet, und obgleich erst sieben Monate dieser Zeit verflossen waren, konnte der Architekt ihn doch unter dem Vorwand sie zu besehen, da er sie nach Ablauf dieser Miethzeit beziehen wolle, besuchen; was der Archäolog um so weniger übelnahm, da mein Bevollmächtigter ihn mit einem, seiner Angabe nach eben erst ausgegrabenen Minervakopfe, dem nur das linke Ohr und die Unterlippe fehlten, beglückte.

Der Baumeister sah sich in der Wohnung um

und äußerte, daß er wohl geneigt gewesen, mit ihm wegen Uebernahme derselben ein Uebereinkommen und zwar unter sehr annehmbaren Bedingungen zu treffen, wenn er nicht gerade Baumeister wäre.

Meine Wohnung könnte ich Ihnen ohnedies nicht abtreten, fiel der Archäolog ein, den bei dem bloßen Gedanken eines Umzuges ein Schauer überfiel.

Dennoch fürchte ich, daß Sie dieselbe nicht lange behalten werden; ich sagte Ihnen schon, daß ich Baumeister bin; und so sehe ich voraus, daß das Unglück ziemlich nahe ist. — Hiermit ergriff er mit meisterhaft erkünstelter Aengstlichkeit seinen Hut und wollte sich entfernen.

Von welchem Unglück sprechen Sie denn? fragte der Gelehrte erbleichend.

Mein Herr, entgegnete Jener, ich kann nicht leugnen, daß ich an den Mauern dieses alten Hauses ein sehr gefährliches Neigen nach Außen wahrgenommen habe. Wahrscheinlich ist das Dach verhältnißmäßig zu schwer und bewirkte dadurch im Laufe der Zeit jenes Ueberhängen der Mauern. — Ich fürchte, daß Sie binnen wenig Wochen gezwungen sein werden diese Wohnung mit einer andern zu vertauschen.

Ah! rief Clarisse.

Höre weiter. — Während sie noch hierüber sprachen, trat mein Kammerdiener Sionel, dessen Du Dich wohl noch von Pyrmont aus erinnerst, ein, und sich nach einigem Zögern für einen Fechtmeister ausgebend, fragte er den gelehrten Herrn, ob er nicht Lust habe unter vortheilhaften Bedingungen ihm seine Wohnung sogleich zu überlassen, da ihm viel daran liege der gegenüber befindlichen Fechtschule so nahe als möglich zu sein.

Bevor noch dieser neue Prätendent, dessen Erscheinen den Gelehrten nicht wenig überraschte, seine Gründe deutlicher auseinandersetzen konnte, bezeigte der Archäolog hastig seine Bereitwilligkeit den Handel einzugehn, bemerkte jedoch, daß er sich äußerst ungern von dieser Wohnung trenne. Wenn man ihm aber die Uebersiedelungskosten zahle und dazu noch einen monatlichen Betrag des Hauszinses füge, wolle er den Wünschen und der Bequemlichkeit Anderer nicht im Wege stehn.

Haben Sie aber bedacht, — — erinnerte leise der Baumeister.

Schweigen Sie, Herr! — unterbrach ihn rasch der Archäolog; — wenn Alles in Ordnung und dieser gute Mann hier eingezogen ist, benachrichtige

ich ihn durch einen anonymen Brief von der Gefahr, die ihm droht.

Der Baumeister entfernte sich kopfschüttelnd mit augenscheinlicher Eile.

Das ist wirklich höchst amüsant, Palma; Du kannst Dir also auf einen anonymen Brief Rechnung machen.

Der Brief, entgegnete diese, ward wirklich vor zwei Tagen bei dem Portier jenes Hauses abgegeben, der ihn Sionel einhändigte als er gestern die Wohnung besah; und ich kann Dir die Versicherung geben, daß der gewissenhafte Gelehrte nichts versäumte, um den neuen Bewohner auf's Gründlichste zu erschrecken.

Das wäre also gelungen; sagte Clarisse. Doch nun bitte ich Dich, sage mir auch etwas von jenem Jünglinge, der, seitdem er Dich so sehr anzieht, auch mich zu interessiren beginnt. Die Vorsehung schickt Engel gleich Dir zur Erde herab, um alle jene Ungerechtigkeiten auszugleichen, welche die meisten Verhältnisse dieses auf unserm Planeten so wunderbar zusammengewürfelten Menschengeschlechtes charakterisiren.

Schmeichlerin!

Nein, Palma! ich schmeichle nie; doch liebe ich

Dich, liebe Dich mit Vorliebe, und als das Geschick uns zusammenführte, schien es mir, als wärest Du ein ergänzender Theil meiner Existenz und — vergieb meine Eitelkeit, — als könnte auch ich Dir einst nothwendig werden. — — Du lächelst; — es giebt aber solche Sympathien, Palma, was auch unsere Philosophie dagegen sagen mag.

Ich lächle, weil Deine Worte mich eben von der Wirklichkeit solcher Sympathien überzeugen, denn sie sind der Wiederhall meiner eignen Empfindungen. — — Aber höre jetzt was ich von Alphons weiß, Dir jedoch zur Zeit unseres ersten Bekanntwerdens nicht mittheilte.

Ich sagte Dir wohl, daß Alphons sich längere Zeit in Jamaika aufhielt, wo er bei dem bekannten Handelshause Morton vortheilhaft angestellt war und dessen volles Vertrauen und Wohlwollen genoß.

Daß auch hier der Einfluß meines Schwiegervaters thätig war, kannst Du Dir denken, da Du ja weißt, welch warmen Antheil er an ihm nahm, besonders seit seinem letzten Aufenthalte in Paris, wo er ihn näher kennen und achten lernte.

Dir eine vollständige Biographie meines Schützlings zu liefern würde uns zu weit führen; genug — seit dem Tode meines Schwiegervaters suchte ich

der Vorsehung nachzuahmen und überwachte sein Schicksal, ohne jedoch fortwährend in dessen Einzelnheiten einzugreifen.

Seit kurzer Zeit ist er hier in Paris und ich erfuhr, daß er die Absicht habe in den Marinedienst zu treten. Ich suchte dies auf jede Weise zu verhindern, was jedoch gar nicht leicht war; denn Alphons besitzt den edlen Stolz alles sich selbst verdanken zu wollen; und so mußte ich vorzugsweise darauf hinarbeiten, ihm eine andere Stellung zu verschaffen, ohne ihm meinen Einfluß zu verrathen.

Eine Aufklärung bist Du mir noch schuldig, Palma. — Sage mir, wie gelang es Dir, Alles so genau zu erfahren, was diesen Jüngling betrifft, den das Geschick doch so weit von Dir entfernte; — dies ist mir unbegreiflich.

Und doch ist es so einfach, gute Clarisse. Im neunzehnten Jahrhundert geschehen höchstens noch in Romanen Wunder, obgleich das, was täglich vor unsern Augen statt findet, oft wunderbarer ist als alles, was die Phantasie unserer Romanendichter zu ersinnen vermag.

Den Vorfall, dessen Folgen Alphons noch während seiner Studentenjahre so lange an's Krankenlager fesselten, theilte ich Dir noch in Pyrmont mit.

Ah! ich erinnere mich; — jenes unglückliche Festmahl — —

Ganz recht, Clarisse. Der Wundarzt, der Alphons behandelte, gewann ihn so lieb, daß er später in fortgesetztem Briefwechsel mit ihm blieb. Mein Schwiegervater, der gegen Alphons selbst nach seiner letzten Aeußerung, die Du ja kennst, nicht erkaltet war, erfuhr dies durch Raimbeault und so gelang es uns, den wackern Wundarzt zu Mittheilungen zu bewegen.

Ich begreife es, daß dieser Mensch durch seinen ungewöhnlichen Charakter ein so exaltirtes Gemüth wie das Deine anzieht, — —

Und wenn Du ihn erst kenntest! — Doch höre weiter. — Mein ganzes Trachten ging dahin, ihm eine sichere, bleibende Stellung im Leben zu verschaffen; es that mir weh, ihn gleich einem Spielball des Geschickes zwischen Leben und Tod hin und hergeworfen zu wissen, — und der Beruf des Seemann's bringt dies stets mit sich. — Ich mußte rasch handeln, und Du würdest wohl nie errathen, auf welchen eigenthümlichen Einfall ich gerieth.

Alphons, der in Grenoble sein Talent für Malerei in ziemlich hohem Grade ausgebildet hatte, ohne jedoch den Namen eines wahren Künstlers zu

verdienen, übte sich auch später unausgesetzt und fühlte wirklich einige Vorliebe für diese Kunst. — Besonders traf er mit seltenem Glücke, wenn auch die Ausführung noch Manches zu wünschen übrig ließ. Diese Einzelnheiten, so wie seine Ankunft in Paris erfuhr ich durch den Wundarzt, der seit meines Schwiegervaters Tode seine Briefe an mich richtete. — Sionel ist in dergleichen Dingen unbezahlbar und wenige Stunden, nachdem ich des jungen Mannes Ankunft erfahren, wußte ich auch schon seine Wohnung, die Sionel glücklich ausgekundschaftet hatte.

Am andern Morgen trat der Wirth des Gasthauses, in welchem Alphons einstweilen wohnte, in sein Zimmer, wie das die Wirthe gewöhnlich thun, wenn sie neuangekommene Gäste haben.

Sie sind Maler, mein Herr, fragte er, den Namen seines Gastes aufzeichnend, der sich im Fremdenbuche als Maler eingeschrieben hatte.

Ja; — entgegnete Alphons.

Portraitiren Sie auch?

Dies ist vorzugsweise mein Genre.

Werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen eine aufrichtige Frage stelle?

Sprechen Sie, sagte Alphons.

Trauen Sie sich zu, vollkommen zu treffen?

Wenn Sie nicht auf ein Kunstwerk ersten Ranges Anspruch machen — was das Treffen betrifft, bin ich meiner Sache gewiß.

Dies genügt; — denn es ist gerade das, was gefordert wird. Hätten Sie wohl Lust eine Arbeit von einigen Wochen, ja vielleicht einigen Monaten zu übernehmen, die sehr gut bezahlt wird und wo genaues Treffen der Gesichter die Hauptsache ist?

Alphons bedachte sich. Mein Herr, sprach er dann, das hängt von den nähern Umständen ab. — Ich muß gestehen, daß ich nicht gern lange in Paris verweilen möchte, da ich andere Pläne habe.

Erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, sprach der Wirth, wie die Summe, welche jene Arbeit Ihnen einbringen würde, es wohl verdient, daß Sie einige Aenderung in Ihren anderweitigen Plänen vornehmen.

Und worin würde denn diese Arbeit bestehen? — fragte Alphons, dem bei längerem Nachdenken die Sache doch nicht ganz verwerflich schien.

Das Ganze ist die Laune eines Engländers, der sich eine Bildersammlung von allerhand Gesichtern zusammenstellen will.

Von allerhand Gesichtern? Wie verstehn Sie das? und sind Sie mit dieser Sache beauftragt?

Ja, mein Herr; — doch konnte ich bis jetzt noch keinen Maler finden, der Zeit genug gehabt hätte, um eine so große und langwierige Arbeit zu übernehmen. Der Ausdruck „allerhand Gesichter," den ich brauchte, können Sie wörtlich nehmen. Sie werden heute eine Fischhändlerin, morgen einen Gewürzkrämer, dann wieder einen Invaliden oder eine Grisette malen, wie es dem Engländer gerade gefällig ist.

Alphons lachte. Und dieser Mensch zahlt gut und verlangt gerade nicht, daß es der Meisterpinsel eines Raphael oder Rubens sei, der seinen Bildersaal bereichert?

Durchaus nicht, und für ein gut getroffenes Portrait zahlt der Lord vierzig Louisdor.

Alphons sah den Wirth erstaunt an. — Vierzig Louisdor? — Mein Herr, ich würde es nicht wagen so viel anzunehmen.

Er zahlt ja nicht im Voraus, — und wenn Ihr Pinsel ihn befriedigt, sehe ich nicht ein, — —

Ist diese Sache Ihnen anvertraut, — sprach Alphons, dem die Aussicht auf eine unabhängige Stellung sehr angenehm zu sein schien, — so lassen Sie uns auf geradem Wege gehn. Ich besitze ein paar wohlgetroffene Oelgemälde. Das eine ist das Por-

trait des Kaisers von Hayti, Soulouque, das andere mein eignes. Sobald ich meine Sachen etwas in Ordnung gebracht, wenn Sie wollen schon in ein paar Stunden, übergebe ich Ihnen diese beiden Bilder. Zeigen Sie diese dem Lord und befriedigen sie ihn dann — in Gottes Namen — je ne demande pas mieux.

Kaiser Soulouque! rief der Gastwirth aus; das ist höchst interessant — und es ist leicht möglich, daß Sie auch dies Bild gut verkaufen.

Aber wenn die Sache schon so weit gediehen ist, nennen Sie mir doch auch den Namen des Engländers.

Mit Vergnügen, entgegnete der Gastwirth, es ist Lord John Wetherby.

Was sagst Du, rief Clarisse, Lord Wetherby?

Ja wohl, erwiederte Palma; — kennst Du ihn denn? — Doch halt, — er war ja in Pyrmont, — — und wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt — — ah! kleiner Schelm, — Du mußt mir beichten.

Clarisse lachte; — doch bald verdrängte ein Ausdruck von Verdruß dies unwillkürliche Lächeln aus ihren Zügen. — Es ahnte mir beinahe, — sprach sie ärgerlich, — daß ich diesem Narren hier wieder begegnen würde.

Wie, fragte Palma, — Du nennst den lieben, guten Lord John einen Narren?

Lassen wir dies Original, entgegnete Clarisse; — ich werde Dir später einmal erklären, was mich zum Lachen wie zum Aerger reizte. — Jetzt aber hast Du eine ganze Schaar von Fragen in mir angeregt.

Nur hübsch ordentlich, — eine nach der andern, fiel Palma ein, damit ich sie alle genügend beantworten kann.

Daß der Gastwirth Dein Organ war, bedarf keiner Erklärung, — das versteht sich von selbst; — aber wie wurde der gute Lord Wetherby in diese Sache verwickelt?

Auf die einfachste Weise. Ich bin durchaus keine Freundin kopfzerbrecherischer Pläne, obgleich die Welt mich einen Sonderling nennt, und selbst in meinen einfachsten Handlungen etwas Eigenthümliches zu finden glaubt. — Sobald ich auf die Idee mit der Bildersammlung gerieth, ward es mir klar, daß Lord John der rechte Mann sei, um mir dazu seinen Namen zu leihen; — denn von ihm glaubt man ohnedies, daß er seine Bildergallerie auf allen Straßen auflieſt.

Und seit wann ist er hier?

Seit ein paar Wochen.

Besucht er Dich oft?

Täglich, und zwar zur selben Stunde wie das kalte Fieber.

Das ist seine Weise; — Dein Gleichniß ist treffend. —

Mich amüsirt er.

Ah, — ist das möglich?

Natürlich. Ich placire ihn in einen bequemen Fauteuil, — und dann kann ich meinen eignen Gedanken nachhängen oder auch ein Schläfchen machen, ganz wie es mir beliebt.

A la bonheur. — Hat er meiner nie vor Dir erwähnt?

Es thut mir weh, — entgegnete Palma muthwillig, Deinen Hoffnungen den Todesstoß versetzen zu müssen: — er gedachte Deiner nie mit einer Sylbe.

Desto besser, — sagte Clarisse, gleichsam erleichtert. — Nun — und nahm Alphons die Arbeit an?

Er malt jetzt das dritte Bild.

Hast Du ihn noch nicht gesprochen?

Nein, erwiederte Palma, damit beginnt der zweite Aufzug.

Mein Gott, — sprach Clarisse, — die Hand

der Freundin ergreifend, — wie vieler Umwege, wie vieler List bedarf der beste Wille, die uneigennützigste Theilnahme, um ihr Ziel zu erreichen, — während Neid und Scheelsucht stets ungehindert ihren Weg wandeln. —

Du hast Recht; — das Gute, besonders wenn es edle, zartfühlende Menschen sind, denen wir es erweisen wollen, bedarf gar mancher List und manches Kunstgriffes. Doch Geduld und Ausdauer siegen endlich über jedes Hinderniß.

So zahlt Alphons zum Beispiel nur den dritten Theil des eigentlichen Betrages der Miethe seiner Wohnung; — und ich zittere gleich einer Verbrecherin, daß er diese kleine unschuldige Täuschung erfährt.

Und hat Alphons keine Ahnung davon, daß ein wohlthätiger Genius Rosen auf seinen Pfad streut?

Ich weiß nicht, wie lange es mir gelingen wird ihn zu täuschen, doch so viel ist gewiß, daß der geringe Preis, den man für seine Wohnung forderte, ihn überraschte, — denn Du begreifst natürlich, daß er den dritten Theil für den ganzen Betrag des Miethzinses hält. — Und daß dies Alles nicht durchgeführt werden kann, ohne auch Andere in das

Geheimniß einzuweihen, ist es eigentlich, was mich am meisten beunruhigt.

Da Du wahrscheinlich sehr freigebig warst, brauchst Du wohl nicht zu fürchten, daß der Hausbesitzer die Sache verräth.

Das hoffe ich auch, sagte Palma.

Es ist ein Glück, daß Du die Mittel, den Einflüsterungen Deines Herzens Folge zu leisten, in reichem Maße besitzest.

Ich weiß nicht, sagte Palma, ob es allen wohlhabenden Leuten so geht wie mir —

Allen Reichen willst Du sagen, warf Clarisse ein, — —

Nun wohl, allen Reichen, — fuhr Palma ungeduldig fort, — Du hast Recht, reich bis zur Langweile, bis zum Ueberdruß. Doch, wie gesagt, ich weiß nicht ob es Andern auch so geht wie mir, — doch glaube mir, gute Clarisse, der Reichthum ist mir oft wahrhaft zur Last. Ich möchte die Zeit zurückzaubern, wo das, was ich kaufen, was ich mir verschaffen konnte, mir noch Vergnügen gewährte. Jetzt wo ich Alles thun kann, was sich mit Geld ausführen läßt, muß ich darauf bedacht sein, mir durch diesen mächtigsten aller Hebel neue, eigenthümliche Genüsse zu schaffen; Genüsse, welche in nichts

jenen ähneln, die gewöhnlich mit Geld und Reichthum in Verbindung gebracht werden.

Ja, bei alltäglichen Geschöpfen, — fiel Clarisse ein, — das begreife ich vollkommen; — doch halte ich diese Genüsse anderer, höherer Art, deren Du erwähntest, für eine überreiche Entschädigung jenes Blasirtseins, das großer Reichthum so leicht hervorruft.

Jedenfalls ist es eine Ausgleichung, bei welcher die Vorsehung sich stets sehr consequent bleibt. — Was Alphons betrifft, so geschah für ihn leider nur ein sehr kleiner Theil dessen, was ich ihm meinem Gewissen nach schulde. — O Clarisse! wann werde ich den Tag erleben, wo ich ihn in einer durchaus selbstständigen, sorgenfreien Stellung sehen kann.

Wenn Du aller Schwärmerei entsagst, und praktische, ausführbare Pläne, nicht durch Beimischung idealer Theorien erschwerst, bist Du auf dem rechten Pfade, der Dich früher oder später zum Ziele führen wird. — Du mußt weniger wollen, — theure Palma, damit Dir die Hoffnung bleibe mehr thun zu können; — und vorzüglich darfst Du eine der Haupttriebfedern der Vorsehung nicht vergessen: den Zufall und die günstige Gelegenheit.

Und dennoch, Clarisse, scheint es mir, als ob

Du mich nicht ganz verstündest. Ich wüßte Dir auch selbst kaum klar zu machen, was mir in Deinen Worten peinlich ist, besonders da ich sehr wohl einsehe wie vernünftig Deine Ansichten sind, die hübsch auf der Erde bleiben und sich nicht mit luftigen Träumen abgeben. — Mir ist das Alles zu langsam, — zu schwerfällig; — ich mag nicht aus dem zarten Reise durch jahrelange Sorgfalt den kräftigen Baum erziehen. — Ich möchte Zauberkraft besitzen, um mit einem kühnen Schlage das Schicksal zur Entschädigung zu zwingen; — ich möchte, daß alles was ich für ihn zu thun im Stande bin, schnell, ganz und für alle Zeiten geschehen könnte. Es däucht mir unzart, ihm stets nur das Fertige zu reichen — und ihn in Täuschungen zu wiegen! —

Weißt Du wohl, sprach Clarisse, daß ich grausam genug bin zu ahnen, wie unter dieser Großmuth noch etwas verborgen liegt, was Deiner Handlungsweise zwar nichts von ihrem Verdienste raubt, sie aber doch erklärlicher finden läßt.

Und was könnte das sein?

Die Zeit wird kommen, wo ich es Dir aufrichtig sage.

Und weshalb nicht jetzt, Clarisse?

Zu Deinem Besten, Palma. Manchmal ist es ersprießlich, die Dinge so spät als möglich bei ihrem wahren Namen zu nennen.

Du sprichst in Räthseln.

Wohl Dir, wenn das, worauf ich hindeute, Dir noch ein Räthsel ist. Doch lassen wir das, Palma. — Ich habe eine andere Bemerkung zu machen. Erlaubst Du, daß ich aufrichtig zu Dir spreche?

Mein Gott! jetzt bittest Du gar um Erlaubniß aufrichtig sein zu dürfen! — Kann man denn überhaupt anders sprechen?

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein und meldete ein paar Besuche.

Da nehme ich Abschied, Palma, — sprach Frau von Savigny aufstehend; — doch sehen wir uns recht bald wieder. Jetzt habe ich noch Einiges in meiner Wohnung zu ordnen und mag auch überdies keine neuen Bekanntschaften machen.

Wenn Du nicht mit diesen, zu recht ungelegener Zeit kommenden Besuchen zusammentreffen willst, führe ich Dich in mein Toilettencabinet, von wo aus Du durch ein paar andere Zimmer auf den Corridor gelangst. — Aber Du sagtest mir noch nicht einmal, wo Du wohnst?

Da ich nicht wußte, ob ich Dich zu Hause treffen würde, schrieb ich es auf meine Visitenkarte.

Man hörte Schritte im Nebenzimmer und Palma die Karte übergebend, verschwand Clarisse durch die Thüre des Toilettencabinets. —

## V.

Es ist nun an der Zeit, nach den im vorigen Kapitel mitgetheilten Szenen auch eine andere, interessante Person dieses Dramas aufzusuchen, und um dies thun zu können, müssen wir den Leser in ein entfernteres Stadtviertel führen.

In Paris findet man oft auch in kleineren und entlegenen Straßen recht angenehme Wohnungen. Dort, wie in allen großen Städten, nehmen die Bewohner jedes Stadttheils gleichsam eine andere Färbung an und haben ihre besondern Allüren und Gewohnheiten.

Wer sich lange in einer großen Stadt aufhält, lernt die Bevölkerung der verschiedenen Bezirke bald von einander unterscheiden.

So wird in London ein geübtes Auge leicht die Bewohner der City von denen Piccadilly's und eben so bald in Paris die Bevölkerung der Faubourg

St. Germain von der der Faubourg Montmartre zu sondern wissen.

Der Fremde, der solch ein Stadtviertel bezieht, — unterscheidet sich natürlich anfänglich in mancher Hinsicht von den ältern Bewohnern desselben. — Er begegnet nicht so vielen Bekannten, kennt die kürzesten Wege und Durchgänge nicht, — und ist eine neue Erscheinung in den Gasthäusern der Umgegend, — mit einem Worte alles an ihm verräth den Ankömmling.

Solch eine neue Erscheinung war in der Vorstadt Montmartre Alphons Robert oder Maninier, den wir bisher nur dem Namen nach und durch jene Theilnahme kennen, welche die schöne Gräfin Mailly für ihn an den Tag legte.

Seine Wohnung befand sich in der zweiten Etage eines reinlichen Hauses.

Nachdem man zwei nicht sehr helle Treppen hinangestiegen war, gelangte man in einen langen Corridor, dessen zahlreiche Thüren vermuthen lassen, daß sich hier viele Wohnungen befinden.

Wir sehen jetzt einen Mann in blauer Blouse langsam die Treppen hinansteigen.

Dieser Mensch mag sich dem sechszigsten Jahre nähern und seine harten, markigen Züge, wie die durch

Sonne und Luft gebräunte Gesichtsfarbe, lassen auf den ersten Blick vermuthen, daß er der arbeitenden Klasse angehört, die ihr täglich Brod dem Schicksale abtrotzen muß, und deren einzelne Glieder leider nur zu oft Erwerbsquellen ergreifen, die nicht vor jedem Richterstuhle verantwortet werden könnten.

Als er die zweite Treppe erstiegen und den Corridor erreicht hatte, fiel durch ein geöffnetes Fenster desselben ein breiter Sonnenstrahl gerade auf seine kräftige Gestalt, so daß man in der hellen Beleuchtung jede Einzelnheit derselben deutlich aufzufassen vermochte.

Der Ausdruck seiner Züge ließ auf eine ernste Gemüthsstimmung schließen, und der spähende Blick, mit welchem er sich umsah, bewies, daß er Jemand suche.

Nachdem er eine Weile unschlüssig stehen geblieben war, wie um sich zu orientiren, ging er auf die zweite der im Corridor befindlichen Thüren zu.

Hier muß es sein; — sprach er zu sich selbst; — ich täusche mich nicht. — Ob ich ihn wohl allein treffe? — Hiermit zog er die Klingel, die Thüre öffnete sich und ein junger Mann stand ihm gegenüber, der ihn ohne irgend ein Zeichen des Erkennens empfing.

Mein Herr, — sprach der Eintretende noch in der Thüre, — habe ich das Vergnügen mit Herrn Maninier zu sprechen?

Ja, mein Freund, entgegnete der junge Mann, der im ersten Augenblicke in diesem kräftigen, abgehärteten Proletarier ein neues Modell für seinen Pinsel zu erblicken glaubte.

Es wird vielleicht nicht uninteressant sein, wenn wir der äußeren Erscheinung dieses Jünglings einige Worte widmen, der, ohne es zu ahnen, zwei der gefeiertsten Frauen der Hauptstadt so sehr beschäftigte.

Alphons Maninier war groß und wohl gebaut, und seine Physiognomie zeigte eine gewisse Familienähnlichkeit mit den Gliedern des Hauses Mailly; doch lag in diesen auffallend schönen Zügen ein Ausdruck von Gediegenheit und Energie, der sie noch anziehender machte.

Weiches, rabenschwarzes Haar umgab die hohe, weiße Stirne, unter der zwei geistvolle blaue Augen blitzten, während der leichte dunkle Bart, der Kinn und Lippen deckte, den feinen Zügen ein antikes Aussehen gab.

Sein Anzug war äußerst einfach, doch rein und geschmackvoll und erinnerte nur durch die wohlfeileren

Stoffe, aus denen er bestand, an das dürftige Loos dessen, der ihn trug.

Womit kann ich Ihnen dienen? — fragte Alphons den Eingetretenen, der sich mit prüfendem Blicke umsah.

Das werde ich Ihnen schon sagen, entgegnete dieser, — seinen Hut auf einen Stuhl stellend, — während er den Jüngling forschend anblickte.

Das Zimmer, in welchem die Beiden sich befanden, war höchst einfach. Ein Sopha, ein paar Lehnstühle, ein Schrank nebst einem Schreibtische, einer Staffelei und andern Malergeräthschaften war so ziemlich alles was es enthielt. An die Wand gelehnt standen ein paar halbfertige Oelgemälde.

Mein Herr, sprach der Fremde, einen Stuhl nehmend und sich ohne Umstände niedersetzend, — ich komme von Herrn Raimbeault.

Dieser Name berührte den Jüngling augenscheinlich höchst unangenehm, — und durch des Blousenmannes Ungenirtheit etwas geärgert sprach er ernst:

Was kann Herr Raimbeault von mir wollen, wenn Sie mich wirklich in seinem Auftrage besuchen. — Ich stehe gar nicht in Verbindung mit ihm und

wünsche auch durchaus nicht mit diesem Herrn in Berührung zu kommen.

Ganz gut, mein Herr, — fuhr Jener fort; — doch ändert das nicht das Geringste an der Sache, die mich zu Ihnen führt.

Da Alphons sah, daß sein eigenthümlicher Gast sich häuslich niedergelassen zu haben schien, nahm auch er einen Stuhl, setzte sich ihm gegenüber und fragte dann, um so bald als möglich mit diesem Menschen fertig zu werden: Seit wann ist Herr Raimbeault in Paris?

Das weiß ich Ihnen nicht zu sagen; ich dachte der Teufel habe ihn längst geholt.

Sie kennen ihn also schon lange?

In dieser Gestalt — erwiederte der Fremde, lächelnd auf seine Blouse deutend, — erst seit ein paar Tagen.

Wie verstehen Sie das? — und, sollten sich Ihre Worte auf Raimbeault beziehen, — in wie viel Gestalten pflegt er denn zu erscheinen?

Stets in derselben, — wenn wir die Hauptsache in Betracht nehmen; — er bleibt immer ein Spitzbube. —

Ah! — sagte Alphons, — Sie sind also Herrn Raimbeault's Feind! — Doch darf ich fragen, was

ich hiermit zu thun habe? — kurz — wer sind Sie, mein Freund?

Alphons sagte dies alles in einem Tone, der deutlich zeigte, daß ihm der Fremde ungelegen war, daß er aber nicht gleich mit sich selbst in's Reine kommen konnte, wie er ihn abschütteln solle.

Sie verzeihen, — — sprach der Blousenmann, — — zog eine zierliche Cigarrentasche hervor, nahm eine Cigarre, schnitt das Ende derselben ab, und sah sich um. — — Darf ich Sie um etwas Feuer bitten, — fuhr er fort, während Alphons ihn erstaunt anblickte.

Mein Freund, sprach dieser ungeduldig, ich habe zu thun, — und ersuche Sie daher, mir kurz zu sagen, was Sie wollen, und mich dann mir selbst zu überlassen.

Sie sind sehr ungeduldig, junger Herr, entgegnete der Fremde, und haben Unrecht es zu sein; — denn ich weiß Vieles, was Sie nahe angeht.

Nur so kurz als möglich — Herr, wiederholte Alphons, ihm die Zündmaschine reichend.

Ich muß Sie nochmals um Vergebung bitten, sagte der Andere, die Cigarre anzündend; — das ist so meine Gewohnheit; — wer die Lasten und Mühen eines thätigen Lebens kennt, — und einen

bequemen Stuhl vor sich sieht, setzt sich nieder, ohne lange auf Erlaubniß zu warten.

Möchten Sie wohl so gütig sein, meine Geduld nicht länger auf die Probe zu stellen, und meine Frage zu beantworten. — Mit einem Worte: was führt Sie hieher?

Ein besonderer Vorfall, der Sie näher angeht, als Sie ahnen.

Ehe ich Ihre Mittheilungen vernehme, möchte ich gern wissen mit wem ich spreche; — daher frage ich nochmals: darf man Ihren Namen wissen?

Der Name thut hier nichts zur Sache, Herr, — und seiner Zeit werden Sie ihn schon erfahren. So viel kann ich Ihnen indessen verrathen, daß ich im Auftrage eines Mannes hier bin, den Sie achten und — —

Sie?

Ja, ich — — oder glauben Sie vielleicht, daß unter einer Blouse kein rechtschaffenes Herz schlagen kann?

So lassen Sie hören, — erwiederte Alphons; — nur wo möglich zur Sache, und fassen Sie sich kurz.

Gestern Nachmittag, begann der Andere, kam

Graf Cäsar Mailly, oder wie er sich jetzt nennt — der Herzog von Capfrançais, hier in Paris an.

Also ist dieser Herzog von Hayti, dessen Ankunft ich in den Zeitungen las, und Cäsar von Mailly eine und dieselbe Person?

So ist's.

Doch was geht das mich an?

Ich glaube kaum, daß die Gerüchte, die hier über ihn verbreitet wurden, Ihnen unbekannt sein sollten.

Welche Gerüchte? — ich bin erst kurze Zeit in Paris und gehe wenig aus — deshalb weiß ich auch hiervon kein Wort.

Desto besser also, daß ich zu Ihnen kam.

Und Sie bemühten sich nur hierher, um einen Fremden mit diesem Stadtgeschwätz zu unterhalten?

Diese Gerüchte sind ernster als Sie glauben, mein Herr, und könnten fürchterliche Folgen haben. — Mit einem Worte, die Welt behauptet, daß der Marquis Hippolit von Mailly, — — und sein Sohn, der einige Jahre vor ihm starb, durch Gift um's Leben kamen. —

Etwas dergleichen hörte ich auch schon, — unterbrach ihn Alphons, — dessen Züge sich bei Erwähnung des Namens Mailly verfinsterten, — doch

ward das Ganze mir als grundloses Gerede dargestellt.

Das mag sein, — — doch Cäsar Mailly ist hier, das Gerücht kann ihm zu Ohren kommen, und es ist Pflicht jedes rechtlichen Menschen, den Verdacht von einem Unschuldigen zu entfernen.

Dies ist Pflicht, — sprach Alphons, — aufmerksam werdend; — doch wie fiel es Ihnen ein eben mich dieser Mittheilung zu würdigen, und was hat Raimbeault, in dessen Auftrage Sie ja wie Sie sagten hier sind, mit dieser Sache zu thun?

Raimbeault — —? dem hoffe ich auch noch auf die Spur zu kommen; — — wie Sie dabei betheiligt sind, will ich Ihnen sagen. — Vor langer Zeit, — — es mögen wohl dreißig Jahre her sein, lebte in Marseille ein reicher, junger Marquis, ja wenn ich nicht irre, bekleidete er dort sogar ein Amt. — Sein Name war Hippolit von Mailly.

Alphons erbleichte.

Einem reichen Marquis ist gar Manches erlaubt, und so nahm auch dieser junge Herr sich die Freiheit, eines armen Fischers Tochter zu verführen.

Genug, mein Herr, rief Alphons mit flammendem Blicke; — ich mag über diesen Gegenstand nichts weiter hören.

Wie es Ihnen beliebt, mein Herr; — — doch können Sie hieraus ersehen, daß ich Vieles weiß, — und unter anderm auch wie Cäsar Mailly Ihnen nahe genug steht, um den Umstand zu rechtfertigen, daß ich in dieser Angelegenheit mich gerade an Sie wandte. — Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie mir die Hand bieten werden, wenn die Rede davon ist einen Unschuldigen vor Verdächtigung zu schützen und den Schuldigen zu entlarven.

Wenn ich dies thun kann — ja. — Obgleich ich für Cäsar Mailly eben nicht viel Sympathie empfinde, — was seine Gründe hat. — — — Aber haben Sie auch bedacht, was es heißt, gegen einen solchen Verdacht aufzutreten, ehe eine öffentliche Anklage stattgefunden; und daß die vorzeitige Vertheidigung ungeschickter Freunde oft mehr schaden kann als der Verdacht selbst. —

Ich überlege stets reiflich was ich thue, — sprach der Blousenmann; — und da ich mich in Deinem Herzen nicht getäuscht, Alphons, bedarf es keiner Verheimlichung mehr. — Ich bin Dein Oheim, Tegnier.

Tegnier, — wiederholte Alphons, seine Erinnerungen sammelnd; Sie! — unmöglich. — Meine Mutter gedachte wohl oft meines Oheims Tegnier,

— aber der war ja Schiffscapitain, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt.

Und wodurch straft denn mein Erscheinen die Worte Deiner Mutter Lügen? — Oder bist Du etwa ein so großer Herr geworden, daß die Blouse Dich von mir zurückschreckt?

Aus Allem geht hervor, daß Alphons von der Familie seiner Mutter wenig gehört, ja daß diese es vielleicht sogar vermieden hatte, ihn mit ihren Eltern und Tegnier in Berührung zu bringen; und so wußte er sich durchaus nicht recht in dies Verhältniß zu finden.

Andererseits lag jedoch etwas in dem ganzen Wesen des Mannes, der sich seinen Oheim nannte, was Alphons anzog. — Vielleicht war es die Sympathie, die Tegnier für Sophie empfunden hatte, die sich jetzt versöhnend um ihn und deren Sohn schlang.

Tegnier ließ den jungen Mann ruhig nachdenken. — Gewöhnlich hielt er die Cigarre zwischen den Lippen und verfolgte mit sinnendem Auge die kleine blaue Rauchsäule, die daraus emporstieg.

Alphons war sichtbar aufgeregt, er wechselte wiederholt die Farbe und seine Züge trugen deutliche Spuren des harten Kampfes, der sich in ihm

entspann. — Nach einer ziemlich langen Pause schien er zu einem Entschlusse gelangt zu sein. Er blickte zu Tegnier auf und reichte ihm die Hand.

Endlich! rief Tegnier, sie herzlich schüttelnd. — Das Antlitz des alten Seemannes hatte eine auffallende Umwandlung erlitten und Alphons traute kaum seinen Augen, als er den sanften, — wir möchten beinahe sagen frommen Ausdruck dieser markigen, vor Freude verklärten Züge wahrnahm.

Ja Onkel, sprach der Jüngling, — hier ist meine Hand; doch unter einer Bedingung.

Keine Bedingungen; — entgegnete Tegnier, in fast befehlendem Tone.

Gut also, fuhr Alphons fort; — aber eine Erklärung. — Ich will offen, ganz offen zu Ihnen sprechen.

So ist's recht! — so muß es sein, — sagte Tegnier; auf diese Weise gelangen wir am schnellsten an's Ziel.

Hören Sie also. — Stolz und Eitelkeit, welcher Art sie sein mögen, sind Schwächen, — Viele behaupten zwar, daß sie auch stets ein Zeichen mangelnden Verstandes sind; — ich jedoch bin der Meinung, daß wo beide ganz und gar fehlen, auch kein Selbstgefühl vorhanden ist; und wer dies nicht be-

sitzt, kann ein sehr gescheidter, sehr vernünftiger Mensch sein, großartiger Handlungen aber ist er durchaus nicht fähig. Auch ich habe meinen Stolz, meine Eitelkeit, und bin so aufrichtig ohne Hehl zu gestehen, daß ich sie bei mir selbst um so strafbarer finde, je mehr sie sich an Vorurtheile festklammern und mich, meiner bessern Ueberzeugung zum Trotze, ganz und gar unterjochen.

Ich verstehe, — sprach Tegnier; — wir können uns die Hand reichen, das liegt im Blute, mein Junge. Dein Vater, ungeachtet seiner Fehler, Deine Mutter, trotz ihrer Schwäche, waren beide stolz, jedes in ihrer Art. Nun laß hören, worin Deine Marotte besteht. Achtung den Marotten, ist mein Wahlspruch.

Die meine ist einfach, entgegnete Alphons, während das Blut ihm in's Gesicht stieg, — und besteht darin, die Erinnerung an meine Geburt und an jeden Schatten einer Verbindung mit jenem stolzen gräflichen Hause aus meinem Gedächtnisse zu verwischen. — Ich mag nicht wissen, daß es dies Blut ist, dem ich entsprungen! Es würde mich schmerzlicher verletzen, die Schande meiner Mutter gerächt und dadurch meine Verwandtschaft mit diesem Hause anerkannt zu sehn, als wenn des Grabes

ewiges Schweigen sich über mein Geschick breitet. — Ich will alles vergessen, was das Entehrende meiner Geburt verrathen könnte; ich bin bereit zu leugnen, daß ich je den Namen Mailly gehört; ich will ganz und für ewig auch das Andenken Jener aus meinem Herzen reißen — — die — hier verstummte Alphons plötzlich und eine Thräne glänzte in seinem Auge. — — — O, glauben Sie mir, wenn es Jemand gäbe, der mit einem Zauberschlage alles, alles aus meinem Gedächtnisse verwischen könnte, — er wäre mein größter Wohlthäter! — —

Was würde dies helfen, wenn die Welt es einmal weiß; — wenn jene Menschen, die den Reichthum Deines Vaters erbten, nach der Schande Deiner Mutter jetzt mit dem pomphaften Schauspiele ihrer Großmuth, ihres Gerechtigkeitsgefühls, aller Augen blenden und Bewunderung erndten wollen.

Wie verstehen Sie das? — rief Alphons lebhaft, — welche Großmuth meinen Sie?

Nicht wahr, das traf? sprach Tegnier; — welche Großmuth? — Die, — daß der Marquis Dich erziehen ließ, daß Du jetzt der Gnade der schönen Gräfin Mailly gar manches zu danken hast, was Du gar nicht ahnst, und daß endlich die edle Familie noch andere Pläne hegt, um Dich zu versorgen, —

natürlich ohne daß es sie selbst zu hoch zu stehen komme.

Was ich mir jetzt erwerbe, danke ich allein meinem eignen Fleiße, entgegnete Alphons mit Selbstgefühl, und daß der Marquis mich erziehen ließ — — konnte ich nicht hindern. Seit meinem funfzehnten Jahre habe ich keinen Heller von ihm angenommen.

Wissentlich, — bemerkte Tegnier, — wissentlich nicht; — doch ohne es zu ahnen that'st Du es täglich.

Das ist nicht wahr! — ist unmöglich, rief leidenschaftlich Alphons.

Es ist so wahr, — erwiederte Tegnier kalt, mit gerunzelter Stirn, daß Du selbst jetzt nur den dritten Theil Deines Miethzinses zahlst, während Du den ganzen Betrag desselben zu entrichten und äußerst billig zu wohnen wähnst.

Wie! — rief Alphons; — und der Hausbesitzer ist unverschämt genug, mir solch ein Almosen aufdringen zu wollen? — Doch Sie haben Recht, — ich war selbst durch die geringe Miethe überrascht, die man von mir forderte. — Morgen beziehe ich eine andre Wohnung.

Recht, mein Junge, — sagte Tegnier; — aber nicht Morgen, — warte bis ich wieder bei Dir gewesen bin. Und weißt Du auch, daß alle diese Großmuthskomödien den stehenden Gegenstand des Gespräches zwischen der schönen Gräfin Mailly und einer gewissen Frau von Savigny abgeben, die ihre vertraute Freundin ist.

Und der Marquis? fragte Alphons mit brennenden Wangen.

Der Marquis, — entgegnete Tegnier, — doch hievon später; — vielleicht verheimlichen sie die Sache vor ihm, — vielleicht auch nicht.

Die Elenden! — rief Alphons aufspringend, und unruhig im Zimmer auf und abgehend; — und dies muß ich dulden! — — O, nennen Sie mir einen Ort, in welcher Richtung der Windrose es auch sein mag, wo ich sie endlich und für immer abschütteln kann! —

Dein Platz ist hier, — sprach Tegnier stolz — hier, und sonst nirgend.

Sie täuschen sich, — unterbrach ihn heftig der Jüngling.

Ich täusche mich nicht und bin mit mir im Reinen. — Weißt Du wohl für wen Du diese eigenthümliche Bildersammlung malst?

Ja, für einen reichen Engländer, Lord Wetherby.

Für hohen Preis?

Für den gewöhnlichen; — doch weshalb diese Frage, sprach Alphons ahnungsvoll.

Weil der Preis dieser Bilder aus der Börse der Gräfin Mailly gezahlt wird.

Was sagen Sie? Diese Bilder? — — Und so weiß ein Fremder um die beschämende Rolle, die die Laune dieser Frau mich spielen läßt? — — — Verdenken Sie es mir nicht, Herr Tegnier — — wenn mir in dieser bittern Stunde jeder Geduldsfaden reißt, — und ich an der ewigen Gerechtigkeit zu zweifeln beginne. — Was habe ich verbrochen, daß das Schicksal mich zwischen zwei Familien stellte, deren eine die Schande meiner Mutter ertrug, während die andre sie hervorrief. — Die eine hielt die Erniedrigung meiner Mutter für ein Glück, und die andre — glaubte sie durch Geld ausgleichen zu können. — Ueberlassen Sie mich mir selbst, Tegnier! — Ich fühle noch die Kraft in mir — diesen Menschen alles das vor die Füße zu werfen, was sie mir so unverschämter Weise aufgedrungen haben.

So; — also wird die Wahl zwischen einer armen Fischerfamilie und der vornehmen Verwandtschaft Dir schwer, und der junge Herr findet für gut, eine wie die andre zu verwerfen.

Ich habe keine Familie, — ich stehe allein in der Welt! — —

Und willst auch allein bleiben?

So ist's, Herr!

Aber es ist nicht wie es sein sollte, — rief Tegnier, denn wer eine Wahl treffen will, muß nothwendig erst wissen, mit wem er es zu thun hat. — Nicht wahr, die Wahl zwischen der Blouse und dem goldgestickten Hofkleide ist schwer, aber deshalb beide zu verwerfen — —

Sie verstehen mich nicht — unterbrach ihn der junge Mann. — Mein Kopf brennt — vergeben Sie, wenn etwas verletzendes in meinen Worten liegt. — Ich mag von keiner Wahl wissen! — Dafür, daß ich die Zahl von Gottes Kostgängern vermehrte — bin ich nicht verantwortlich; aber dafür bin ich es, wenn ich mit acht und zwanzig Jahren und gesunden Gliedern mich am Gängelbande führen und mir Almosen aufdringen lasse!

Du hast recht, — sagte Tegnier, gerührt seine

Hand ergreifend, — Du bist ein braver, wackrer Junge. — Aber Eins versprich mir: fasse keinen übereilten Entschluß. Man läßt sich nie leichter durch die Außenseite irre führen, als während man unter dem Einflusse des ersten Eindruckes steht, deshalb hüte Dich vor übereilten Entschlüssen.

Alphons blickte Tegnier an. Seine Redeweise, der Ausdruck seiner Züge, sein Benehmen hatten sich verändert. Der Sohn des Volkes drückt sich so nicht aus, und diese Würde des Benehmens paßt nicht zur Blouse; — dieser Gedanke durchblitzte ihn, doch war er zu befangen, um ihn zu verfolgen.

Nach einer Pause fuhr Tegnier fort: — Sage mir Alphons, kannst Du Dir nicht den Fall denken, daß, gleich dem Einzelnen, auch die Welt, die allgemeine Meinung sich täuschen, — daß es Fälle geben kann, wo der verworfene Missethäter, über den die Welt ihr Anathema ausgesprochen, vor einem höhern Richter, der das Leben in seinen Entwickelungen verfolgt und den Faden der Motive in der Hand hält, in anderm Lichte erscheint, als vor den Menschen, die mit ihren Begriffen von Gutem und Bösem noch nicht im Reinen sind und unter gewissen Formen und Bedingungen die verworfenste

That für ein Verdienst — die beste für Verrath und Sünde halten.

Mein Leben währte schon lange genug, um mir dergleichen bittre Erfahrungen zu verschaffen, erwiederte Alphons.

Und Du nennst dergleichen Erfahrungen stets bitter? — Sind denn Enttäuschungen immer schmerzlich? Giebt es deren nicht, die unsern Glauben an die Menschen, unser Vertrauen auf Gott stärken und erheben?

Wenn es deren giebt, so wurden sie mir wenigstens nicht zu Theil, — sprach Alphons düster; Niemand glaubte mehr an die Menschen, als ich, und was fand ich? —

Menschen, während Du von Engeln träumtest, sprach Tegnier halb lachend, halb ermunternd.

Die Definition ist bündig, warf Alphons bitter ein.

Und bist Du denn so alt, daß der Weg zu tröstlichern Erfahrungen Dir verschlossen ist?

Ich sehne mich nicht nach neuen Täuschungen, denn dies ist der eigentliche Name für Erfahrungen, entgegnete Alphons, und opfere gern die bessern, die mir noch werden könnten, um die beschämende Bürde

der bisherigen für immer abzuschütteln. Doch ehe dies geschehen kann, muß ich erst für alles, was Sie mir eröffneten, Beweise haben; Sie können nicht verlangen, daß ich, gleich Don Quixote, mich zum Kampfe gegen Windmühlen rüste. — Alles was Sie mir in hingeworfnen Worten zu verstehen gaben, muß ich mit Bestimmtheit wissen. — Mein Entschluß steht fest — aber ungerecht mag ich nicht sein. —

Hast Du vergessen, daß wir die Ehre eines Menschen retten müssen?

Wenn es in unsrer Macht steht — ist dies Menschenpflicht. — Doch auf welche Weise?

Das werden wir sehn, entgegnete Tegnier. Aber nun — wozu hast Du Dich entschlossen?

Alphons dachte nach, — zu bleiben, — sprach er endlich; — wenn mein Bleiben dazu nützen kann, einem Andern beizustehn; — doch wie dies geschehen soll, fasse ich noch nicht.

Recht Alphons, Du mußt bleiben, sprach Tegnier. — Der Verdacht gegen Cäsar ward wahrscheinlich durch den Marquis Alfred von Mailly, den Bruder Deines Vaters, verbreitet; und wenn

dem so ist, mußt Du mehr thun, Du mußt gegen diesen Menschen auftreten.

Ich? Also soll ich selbst die Schande meiner Geburt offenbaren, — soll gleich einem Rasenden gegen Jene auftreten, denen ich nur Großmuth zum Vorwurf machen kann — — eine Großmuth, die mir zwar zur Qual wird, — vor der Welt aber doch im edelsten Lichte dasteht.

Entscheide für den Augenblick nichts, mein junger Freund; es hat sich in Deiner Seele eine fixe Idee eingenistet: — die Schande Deiner Geburt. Dies schreckt Dich von allem zurück, was Dich sowohl mit dem Hause Mailly, als mit der Familie Tegnier in Berührung bringen könnte. — Ich begreife diese Art des Zartgefühls gegen Dich selbst. — Es ist nicht meine Absicht, Dir irgend einen Plan aufzudringen; — doch vergiß nicht, daß die Grenzen der Möglichkeit oft Dinge umschließen, die wir für unmöglich halten — bis sie geschehen sind. — Ueberlasse Dich weder Deinem Zorne, noch Deiner fixen Idee; — warte, dies ist alles, warum ich Dich bitte.

Warten? — weshalb, — auf was? — entgegnete Alphons bitter.

Ja, — Du wirst, Du mußt warten, bis ich von einer Reise zurückkehre — — die unvermeidlich ist. —

Sie verreisen? fragte Alphons, — freier aufathmend.

Ich verreise, — doch kehre ich bald wieder, und Du mußt mir Dein Ehrenwort geben, daß Du mich hier erwartest.

Alphons zögerte.

Du wirst es thun, — sagte Tegnier, — wenn ich Dir sage, daß es eine Ehrensache ist und Dich betrifft.

Sie hören nicht auf in Räthseln zu sprechen.

Ich bin nicht gewohnt, junger Mensch, Räthsel oder selbst halbe Wahrheiten für Wirklichkeit auszugeben; — deshalb muß ich noch schweigen. — Habe ich Dein Ehrenwort, daß Du mich hier erwartest, und bis zu meiner Rückkunft Dich ganz unthätig verhältst?

Nun wohl, es sei darum, — sprach Alphons mit sichtlichem Widerstreben.

Du wirst der Familie Mailly nicht ahnen lassen, daß Du ihre aufgedrungenen Wohlthaten errathen hast.

Und weshalb nicht?

Weil es sein muß! — entgegnete Tegnier, der eine wunderbare Macht über den Jüngling ausübte, — und weil Dein bester Freund Dich darum bittet.

Alphons gab ihm Hand und Wort.

Und nun auf Wiedersehn, — sprach Tegnier sich entfernend. — Geduld, — bald sind alle Räthsel gelöst.

---

## VI.

Einige Tage später ward Frau von Savigny eines Vormittags bei der Gräfin von Mailly gemeldet.

Palma eilte der Freundin entgegen. — Vor Allem, rief sie, — laß Dich für Deine Pünktlichkeit umarmen. Ich bleibe den ganzen Vormittag zu Hause; — wir können uns nach Herzenslust ausplaudern, und unterhalten uns göttlich. — Ich habe Dir unendlich viel zu sagen.

Und ich desgleichen, wie immer wenn wir beisammen sind, und alle Segel unsrer Phantasie dem Winde preisgeben.

Die beiden Frauen setzten sich.

Für's Erste, begann Palma, — wie gefällt Dir mein Oheim?

Wenn ich mich auch Deinem Zorne aussetzen sollte, — entgegnete Clarisse, muß ich doch aufrichtig

bekennen, daß von allen, die ich bisher hier kennen lernte, mir Niemand weniger zusagt, als der Marquis von Mailly.

Wirklich? rief Palma; — und wenn ich auch riskiren sollte, daß Du mich nicht ganz aufrichtig glaubst, muß ich Dir doch gestehn, daß wir auch hierin, wie in so Vielem, ganz gleicher Meinung sind. — Nur ist Onkel Alfred mir jetzt weniger ungelegen, weil er seine Verheirathungspläne aufgegeben oder doch wenigstens aufgeschoben hat.

Seine Verheirathungspläne? Gut wenigstens, daß Du nicht sagst: seine Heirathspläne; — das wäre fürchterlich.

Ah! schon der Gedanke macht mich schaudern.

Da Du übrigens, fuhr Clarisse fort, — die Trauer erst vor ein paar Wochen ausgezogen hast — käme er damit wohl noch etwas zu früh.

Und wird stets zu früh kommen, wann er immer damit beginnen mag, das kann ich Dir versichern, Clarisse. — Leider ahne ich, daß er nicht damit zögern wird; — er sprach schon ein paarmal von Constant's baldiger Ankunft.

Dein Cousin ist also nicht hier?

O nein, er ist in Algier, wo er sich, wie ich höre, sehr auszeichnen soll; — was auch höchst

wahrscheinlich ist, da er schon zum Obersten avancirte und das Kreuz der Ehrenlegion erhielt.

Du sagst dies in einem Tone, entgegnete Clarisse, — der eine Andre leicht auf den Verdacht bringen könnte, daß es Dir Freude macht, von Deinem Vetter Rühmliches mitzutheilen.

Dem ist auch so, — entgegnete Palma; — ich freue mich stets, wenn irgend etwas den Namen Mailly verherrlicht, — und Constant ist ein sehr ausgezeichneter junger Mann. Ich bin überzeugt, daß er Dir gefallen würde, — — aber — — —

Aber — ?

Aber Clarisse — demungeachtet könnte mich doch nichts unglücklicher machen, als wenn ich einem meiner Vettern meine Hand geben müßte — — mein Herz könnte ich ihnen ohnedies nicht schenken. — —

Also auch auf Cäsar Mailly erstreckt sich Deine Abneigung? — Ich hörte doch so viel Schönes von ihm, der Vicomte soll ja ein wahres Phänomen sein.

Der Herzog von Capfrançais willst Du sagen — denn Se. schwarze Majestät, Kaiser Faustin der Erste, hat den farbigen Grafen zum Herzog gemacht. — —

Doch ich beschwöre Dich, sprich mir nicht von

ihm; — ein Farbiger! — — und dann — — — doch vielleicht ist es nicht recht von mir, etwas zu erwähnen, was bis jetzt nur ein hingeworfnes Wort, ein leerer Verdacht ist.

Herzog von Capfrançais klingt jedenfalls besser als Trou-Bonbon oder Marmelade, meinte Clarisse lächelnd; — wenn jedoch, was Du von ihm sagen könntest, nur leerer Verdacht ist, halte ich es jedenfalls für Unrecht, dies weiter zu verbreiten, — und deshalb gebiete ich auch meiner Neugierde Schweigen. — Ich muß gestehn, daß ich über dergleichen ausgesprochne Antipathien meine eignen Ansichten habe. — Trotz allem, was man darüber sagt und schreibt, glaube ich erstens nicht daran, — weil ich solch eine, durch nichts motivirte Abneigung für unnatürlich halte; — und dann vermuthet man dahinter — — gewöhnlich das Gegentheil.

Wie meinst Du das?

Nun, das ist doch gerade keine Seltenheit, sagte Clarisse.

Du glaubst also, daß Constant — — — —

Ich glaube gar nichts, gute Palma; — doch scheint es mir, daß man sehr viel Sympathie für einen Menschen fühlen muß, um gegen andere ohne allen Grund, und oft gegen unsre Ueberzeugung, Antipathie zu empfinden.

Palma lächelte; — dann sprach sie ernster werdend: — — es mag wohl sein, daß hierin etwas wahres liegt. — — Doch da wir jetzt so ruhig und ungestört beisammen sitzen, laß mich Dir einen neuen Plan mittheilen.

Ich bin ganz Ohr, sprach scherzend Clarisse.

Es ist wieder etwas, wobei ich alle Taktik meines Geistes zusammennehmen muß, — um so mehr, da ich mir eigentlich selbst den Weg abgeschnitten habe.

Die Sache ist ganz einfach. Da nämlich bis jetzt hier in Frankreich, dem Himmel sei Dank, noch alle Macht in Männerhänden liegt, — und folglich eine Frau, das was sie will, mit etwas Verstand und Beharrlichkeit durchführen kann, — bietet sich jetzt für Alphons eine feste und bequeme bürgerliche Stellung dar. — Aber die Ausführung! das ist der Felsen, an welchem meine Plane zerschellen.

Und welche Stellung wäre das?

Das Generalconsulat in Algier.

Wie? — Ohne daß man Alphons näher kennt? — Und besitzt er die hiezu nöthigen Fähigkeiten?

Ich glaube, daß er dort ganz an seinem Platze sein würde.

Wenn dem so ist, Palma, — muß ich gestehn,

daß ich nicht begreife, wie die Ausführung große Hindernisse bieten kann.

O nur zu viele, sie liegen gerade in seiner Persönlichkeit und seinen Grundsätzen. Du begreifst, daß eine so wichtige Stelle wie diese, nicht unter jene gehört, mit denen die Regierung freigebig sein kann; und da Alphons hier ganz unbekannt ist, würde er gleich irgend eine Protection ahnen und sie nicht annehmen.

Wenn er erfährt, daß diese Protection von der Familie Mailly ausgeht, -- sprach Clarisse, wäre dies wohl möglich; aber könntest Du denn die Sache nicht so einrichten, daß er davon nichts ahnt?

Dies eben beschäftigt mich jetzt, — — und ich habe auch schon eine Idee, die ich Dir mittheilen will. Ob Du sie wohl gut heißen wirst? — Wenn nicht, mußt Du mir eine bessere suchen helfen.

Ich kenne einen Menschen, der es mir zur Liebe wohl auf sich nehmen würde, ihn zur Annahme dieser Stelle zu bewegen; — doch hast Du denjenigen, den ich meine, schon bei mir gesehn? — unterbrach sich Palma.

O, Lord John? Welcher Gedanke.

Nein, nicht Lord John, der meiner Freundin stets so schnell einfällt, — lachte Palma.

Muthwillige! —

Aber Jemand, der in einer andern Art kaum mehr Vertrauen erweckt, als Lord Wetherby, — den man aber doch nützen kann, wenn man dazu den rechten Weg wählt. — Mit einem Wort — — Ronceval.

Ronceval? rief Clarisse lachend; — — dieser junge Dandy, — — und nebstbei Dein Verehrer, wie ich wahrgenommen habe, — — nein, auf diesen Gedanken wäre ich nie verfallen.

Du lachst, — weil mir eben diese Windmühle einfiel? — Aber was wetten wir: — — übermorgen ist Alphons Generalconsul.

Frau von Savigny sah Palma an. Man konnte in ihren Zügen lesen, daß sie dem Ideengange ihrer Freundin, deren Originalität sie doch so gut kannte, nicht zu folgen wußte.

Du trägst mir eine Wette an, — sprach sie heiter; — es müßte nicht so viel englisches Blut in meinen Adern fließen, wenn ich nicht stets bereit sein sollte, sie anzunehmen. — Wetten wir also, — um eine zierliche Handarbeit, wenn Du willst, — —

Angenommen, fiel Palma in einer Weise ein, die deutlich zeigte, daß sie des Gewinnens sicher war. — Doch da acht und vierzig Stunden schnell

verfließen, darf ich nicht zögern. — Also rasch ans Werk! —

Mit diesen Worten stand sie auf, eilte an den Schreibtisch, und schrieb ein paar Zeilen auf ein Blatt jenes glatten, duftenden Papieres, dem so viele Geheimnisse, so viele Schätze des Geistes und Gemüthes anvertraut werden. —

Clarisse hatte sich auch erhoben und ging indessen langsam im Zimmer auf und ab. Manchmal ruhte ihr Blick auf der Freundin und es schien, als ob ein beängstigender Gedanke sie erfasse.

Handle nicht gleich jenen Feldherren, Palma, — sprach sie vor dem Schreibtische stehen bleibend, — die einem glänzendem Coup de main die Gewißheit des Sieges opfern. — Was Du thun willst ist schön und edel, — doch darfst Du es nicht zum Spiele herabwürdigen.

Palma warf einen glänzenden Blick auf die Sprechende, der nicht ohne alle Beimischung sanften Vorwurfs war. — Dann wiegte sie lächelnd das Köpfchen — — schlug das Billet zusammen, siegelte es, und sagte dann, es auf den Tisch legend:

Du kennst mich noch immer nicht ganz, Clarisse; sonst könntest Du keinen Augenblick daran zweifeln,

daß, was Dir hier als Spiel erscheint, das Resultat des tiefsten, innigsten Gerechtigkeitsgefühles ist.

Clarisse reichte ihr die Hand; vergieb mir, Palma, — sprach sie sanft; ich gehe sparsam um mit den Schätzen Deines Herzens, und will sie nicht auf einmal zu Tage fördern. Deshalb erhebe ich manchmal einen Zweifel, um mir die Freude zu verschaffen, mich getäuscht zu haben.

In Palma's Auge glänzte eine Thräne; — dann sprang sie auf und schlang, leidenschaftlich erregt, die schönen, weißen Arme um Clarissen's Nacken. Sie weinte nicht, doch sah man, daß sie sich Gewalt anthat, um die Thränen zu unterdrücken.

Um Gotteswillen, was ficht Dich an? fragte Clarisse erschrocken; — sagte ich etwas, was Dir weh thun konnte?

Nein, o nein, — flüsterte Palma; — Du bist ein Engel, der nicht seines Gleichen hat. Ich weiß nicht was mir fehlt; bald ist es Freude, bald Schmerz was mich so wild erfaßt. Es ist wie ein Windstoß im brausenden Sturme, und dann werfe ich in den Armen der Freundschaft den Rettungsanker aus.

Clarisse hielt die Freundin lange umfangen; endlich wand sich Palma leise aus ihren Armen und sprach wehmüthig: ich muß es machen wie der Schif-

fer und gehn wohin die Magnetnadel mich führt. Ob ich den Hafen erreiche? — wer kann dies wissen; — im schlimmsten Falle, — fuhr sie mit einem Seufzer fort, zerschellt mein Nachen an den Klippen des Meeres. — Doch gleichviel! —

Sie zog die Glocke und der Kammerdiener erschien.

Sionel, — sprach die Gräfin, — Sie werden dies Billet Herrn von Ronceval noch heute Vormittag überschicken. Dies muß geschehn. Jetzt ist es halb drei Uhr, und ich glaube nicht, daß der Chevalier irgendwo zum Diner gebeten ist, denn das pflegt er mir gewöhnlich zu sagen.

Wir werden ihn zu finden wissen, entgegnete Sionel, lächelnd einen Blick auf das Briefchen werfend, und entfernte sich.

Höre wie die Sachen stehn, und Du wirst es natürlich finden, daß der einfachste Gedankengang mich auf Ronceval brachte. — Ronceval kennt Alphons. Schon während dem frühern Aufenthalte des Letzteren in Paris, trafen sie sich oft im Hause meines Schwiegervaters. — Jedenfalls ist Ronceval eben deshalb der Einzige, den ich in dieser Angelegenheit verwenden kann, wenn ich mich nicht Raimbeault's bedienen will, der einst der Geschäftsführer meines

Schwiegervaters war, jetzt aber meinem Onkel Alfred ganz ergeben ist, und mir überdies stets Mißtrauen einflößte, was Du begreifen würdest, wenn Du ihn gesehen hättest. Sionel aber kann ich, trotz seiner Geschicklichkeit, eine Angelegenheit dieser Art nicht anvertrauen.

Nur begreife ich nicht, wie Ronceval irgend etwas, — ich will nicht sagen mit Geschick, — aber klug und vorsichtig durchführen kann.

Je einfacher der Weg ist, den ich wähle, desto weniger soll Alphons, denke ich, auf die Idee gerathen, daß er irgend eine Protection verbirgt. — Ronceval ist bereit für mich durch's Feuer zu gehn, freilich aus Eitelkeit, — aber gleichviel; diesen Herrn schmeichelt jeder Auftrag, wenn er von einer etwas verwöhnten Modedame kömmt. — Neulich bat er mich um diese Börse; — Palma zog aus ihrem Arbeitskörbchen eine wunderschön gearbeitete Geldbörse hervor; — ich hatte sie meinem armen Schwiegervater bestimmt, nicht ahnend — —

Und dann, — — unterbrach sie Clarisse — —

Und dann, fuhr Palma mit scherzhafter Würde fort, — wird Herr von Ronceval zwischen dieser Börse und meinem Zorne wählen, der ihn treffen soll, wenn er meinem Auftrage nicht entspricht. Wie

einst die Ritter des Mittelalters, wird er gezwungen sein, für sehr geringen Lohn durch die That zu beweisen, daß er im Dienste seiner Dame sich jeder Prüfung unterwirft.

Clarisse lachte; das Klügste ist jedenfalls, wenn ich nicht weiter mit Dir streite, da Dein Billet doch schon abgesendet ist. Du wandelst stets auf ungewöhnlichen Wegen, dies liegt nun einmal in Deinem Wesen, und überdies ist der erste Gedanke auch oft der Beste.

Noch Eines mußt Du in die Wagschale legen: Ronceval ist in mich verliebt; — verstehe mich recht, Clarisse, ich meine eine Liebe, wie sie dergleichen junge Herren zu empfinden vermögen; ein oberflächliches Gefühl, ohne tiefern Sinn, das heute kömmt, morgen aufhört, und bei dem die Eitelkeit stets die Hauptrolle spielt.

Verliebt? rief Clarisse, — daran zweifle ich nicht im Geringsten; es ist aber auch keine Gefahr dabei, denn Niemand würde es einfallen zu glauben, daß Du diese Triebe erwiederst.

Gott sei Dank, entgegnete Palma. Er ist also verliebt, oder behauptet wenigstens es zu sein. — Ich verspreche ihm die gewünschte Börse, — mein Briefchen ist auch etwas werth, weil ich ihn darin

hieher bestelle, — und die Bedingung ist, wie Du weißt, Alles so einzuleiten und durchzuführen, daß Alphons nicht im Entferntesten ahne, daß dem Allen meine oder irgend eines Andern Vorsorge und Protection zum Grunde liege.

Und traust Du Ronceval Erfindungsgabe genug zu, um dies geschickt durchzuführen?

Ich werde ihm schon den Weg dazu andeuten.

Hier ward das Gespräch der beiden Frauen durch die zwiefache Meldung unterbrochen: daß der Marquis von Mailly einen Besuch zu machen wünsche, und daß Salust, der Mohr der Gräfin, das Billet an Herrn von Ronceval schon fortgetragen habe.

---

## VII.

Die Gräfin gab den Befehl, ihren Oheim vorzulassen, und bald öffneten sich die Flügelthüren und der Marquis Alfred von Mailly trat in den Salon.

Er war ein Mann von ungefähr fünfundfunfzig Jahren, und jetzt der älteste der Familie Mailly. Da sein Bruder Hippolit ohne männliche Erben gestorben war, hatte Alfred in Folge des schon früher erwähnten Testamentes seines Vaters, des Marquis Victor von Mailly, — mit Cäsar, dem einzigen Sohne seines Bruders Jerome, sich in das ungeheure Vermögen getheilt, nachdem sie Palma, der Schwiegertochter des Marquis Hippolit, der Wittwe seines Sohnes, des Grafen Hannibal Mailly, jene, ihr nach eben jenem Testamente zukommende Million Franken ausgezahlt hatten.

Wir begegnen Alfred von Mailly, obgleich er

in diesen Blättern schon oft erwähnt wurde, jetzt zum erstenmale, und glauben kaum, daß diese Begegnung ihm zum Vortheile gereichen kann, da wir seinen inconsequenten, herzlosen Charakter schon zur Genüge kennen.

Alfred von Mailly war eine kleine trockne Gestalt, mit langem, schmalem Gesichte, dessen große, dunkelglühende Augen tief in ihren Höhlen lagen, — und in steter Unruhe Alles zu durchforschen und zu erspähen schienen. Nur in seltnen Augenblicken der Erregung sah der Marquis einem gerade in's Gesicht, und dann glich sein Blick einem Dolchstoße. Am widerwärtigsten in diesen unschönen Zügen war der Mund, der mit seinen hinabgezogenen Mundwinkeln und den schmalen bleichen Lippen unwillkürlich an den Mund einer Schlange erinnerte.

Sein Anzug war, so lange man denken konnte, stolz derselbe; er bestand in schwarzem Frack und Beinkleidern, weißer Weste und weißem Halstuche, und war zwar reinlich, aber gewöhnlich sehr abgetragen. — Sein graues Haar, das den Scheitel schon ziemlich frei ließ, trug er glatt herabgekämmt, und Kinn und Lippen sorgfältig rasirt.

Trotz diesem nicht eben einnehmenden Aeußern, hatte seine Erscheinung doch etwas Aristokratisches,

— und wenig Menschen waren vorsichtiger in der Wahl derjenigen, mit denen sie im Angesichte der Welt umgingen, als der Marquis. — Doch hinter dem Rücken der Welt, — in jenen Stunden, wo er sich ungestört in seinem Hause befand, war er nicht so wählig, und oft gingen da Leute bei ihm aus und ein, die er auf der Straße oder vor den Augen Anderer keines Blickes gewürdigt haben würde.

Nicht daß dies eben übelberüchtigte Menschen gewesen wären, sondern sie gehörten zu einer Klasse der Gesellschaft, welche dem Marquis bei seinen immerwährenden Geldspeculationen von großem Nutzen war, obgleich er seine Verbindungen mit derselben möglichst geheim zu halten suchte.

Daß er seine Pläne mit Palma nicht aufgegeben, war leicht vorauszusehen, wenn man wußte, welchen Werth das Geld für ihn hatte, und wie sehr er folglich wünschen mußte, seinem Sohne die Hand einer Frau zu sichern, die außer der, von seinem Vater geerbten Million, noch ein sehr beträchtliches Vermögen besaß.

Dies erklärt auch, daß er seine Nichte, trotz seiner einsamen Lebensweise, oft besuchte, und sich alle Mühe gab, ihr Vertrauen zu erwerben. — Wir wissen, welche List Palma's Schwiegervater anwandte,

um jeder Annäherung Constant's, Alfred's einzigem Sohne, an Palma vorzubeugen, — wie auch welcher Haß dadurch in Alfred Mailly's Herzen gegen seinen Neffen Cäsar entstand, gegen den er stets Abneigung empfunden hatte, da er seinem Bruder Jerome die Verbindung mit einer Farbigen nie vergeben konnte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu jenem Auftritte zurück, den wir für einige Momente unterbrachen.

Der Marquis reichte beim Eintreten Palma die Hand, die ihn zwar äußerst höflich, aber ohne eine Spur von Herzlichkeit empfing. — Frau von Savigny begrüßte er mit aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit, und sagte dann ohne alle Einleitung: — Weißt Du wohl, Palma, daß Cäsar Mailly, oder wie er sich jetzt nennt, der Herzog von Capfrançais, gestern angekommen ist; und da er mir schon eine Karte überschickte, kannst auch Du auf einen Besuch Deines alten Anbeters rechnen.

Ah! ist er hier? rief Palma, nicht eben angenehm überrascht; — ich muß gestehn, Onkel, daß Sie leicht der Ueberbringer einer angenehmern Neuigkeit hätten sein können.

Frau von Savigny hingegen schien von dieser

Nachricht angenehm überrascht, was wohl natürlich war, denn Cäsar Mailly galt für einen der gebildetsten, liebenswürdigsten jungen Männer, und Clarisse hatte schon so viel Interessantes über ihn gehört, daß sie die lebhafteste Neugierde empfand, dies halbe Wunder kennen zu lernen.

So sind die Frauen, — sagte der Marquis sich an Frau von Savigny wendend, — gegen die er sich, da er wußte, daß sie Palma's vertraute Freundin war, die zuvorkommenste Artigkeit zum Gesetz gemacht hatte; — sie entflammen die Herzen der Männer, und sind sie ihres Sieges gewiß, so wenden sie ihnen den Rücken. — Diese Worte sollten scherzend gesprochen sein, aber heitre Laune war ein so seltner Gast in dem ernsten, kalten Gesichte des Marquis, daß das Lächeln, womit er sie begleitete, mehr einem Grinsen als einem Lächeln glich.

Ich hätte nicht geglaubt, nahm Palma das Wort, daß Sie sich in diesem Falle meine Veränderlichkeit so sehr zu Herzen nehmen würden; — doch muß ich gestehn, daß es diesmal nichts dem Aehnliches ist, was mich verstimmt, sondern etwas Wichtigeres.

Etwas Wichtigeres? wiederholte der Marquis; — und was könnte das sein — — —

Sie wissen ja, lieber Onkel, welche Gerüchte nach dem Tode meines armen Schwiegervaters im Umlauf waren; — obgleich sie jetzt verstummt sind, ist es nicht unmöglich, daß Cäsar's Gegenwart der Welt manches wieder in's Gedächtniß zurückruft, was für uns so schmerzlich ist, daß es mir lieber wäre, es bliebe vergessen.

Die Welt spricht gar viel, — entgegnete der Marquis; — ich werde Dir hierüber schon einmal meine Meinung mittheilen.

Sie können offen vor Clarissen sprechen, — die meine innigste Freundin ist, und da ich kein Geheimniß vor ihr habe, würde sie später oder früher doch Alles von mir erfahren.

Ich muß gestehn, — sagte der Marquis, daß ich, obgleich ich derlei Gerüchten nicht gerne glauben schenke, — es doch für passend halten würde, wenn wir so wenig als möglich mit diesem Menschen in Berührung kämen.

Palma's Züge überflog ein Lächeln, — Sie können versichert sein, lieber Onkel, sprach sie dann, — daß der Anblick dieses jungen Herrn nicht den geringsten Eindruck auf mich hervorbringen wird, und wenn ich ihn auch täglich sehen sollte.

Das Gesicht des Marqnis erheiterte sich; —

man sah ihm an, daß diese Entgegnung ihm sehr angenehm war, ihn aber doch nicht ganz befriedigte. Ich dächte, — gab er ihr zur Antwort, — je seltner Du ihn siehst, desto besser. — — Er mag der beste Mensch von der Welt sein, — aber — wem man — von Jemand — —

Die Welt kann sich täuschen, Onkel, — und dann ist er uns so nahe verwandt, — mein und meines Mannes Vetter, — — ich weiß wirklich nicht, wie ich vermeiden soll ihn zu empfangen.

Eine herrliche gelbe Verwandtschaft; Monsieur Rigaud's — eines nichtswürdigen Mulatten Enkel, — dessen ganzes Vermögen in dem bestand, was er dem Grafen St. Gracien, dessen Sklavenvogt er, glaube ich, war, während der Revolution entwendete. — Es ist wahrlich gut, daß Jerome und seine liebenswürdige Circe die Familie nur durch dies eine gebrandmarkte Exemplar vermehrten.

Aber haben Sie auch bedacht, Onkel, — warf Palma ein, was daraus entstehen könnte, wenn Cäsar erfährt, wie man von ihm nach meines Schwiegervaters Tode sprach.

Ich gratulire ihm, wenn er im Stande ist, dem pariser Publikum Schweigen zu gebieten; — — be-

sonders da diesen Gerüchten einige Wahrscheinlichkeit zum Grunde liegt.

Frau von Savigny nahm, wie wir sehen, keinen Theil an diesem Gespräche und hätte wohl gewünscht, sich zu entfernen; — aber Palma, die ihre Absicht wahrnahm, gab dies um keinen Preis zu, — da sie fürchtete, mit dem Marquis allein zu bleiben, der dann vielleicht die Gelegenheit ergreifen, und seinen Sohn und alle alten Pläne auf's Tapet bringen würde.

Clarisse nahm also wieder in ihrem Fauteuil Platz und hörte schweigend dem Gespräche Palma's und ihres Oheims zu.

Eben weil er dem Publikum nicht Schweigen gebieten kann, fürchte ich, daß er sich an Einzelne hält; — und Cäsar ist der beste Fechter und sicherste Schütze, den man sich denken kann.

Es schien, als ob bei dieser Bemerkung seiner Nichte die Stirne des Marquis sich verfinsterte. — Das mag sein, entgegnete er nach einer kleinen Pause, doch würde er in diesem Falle viel zu thun haben, — und zur Quelle solcher Redereien gelangt man nie; Einer hat es immer vom Andern gehört.

Wir sprechen in Räthseln für Dich, Clarisse, — — doch wäre es nutzlos, Dir eine Sache zu ver-

schweigen, die Dir früher oder später doch zu Ohren kömmt.

Und wissen Sie noch nichts davon? — fragte lebhaft der Marquis. — Ah, Sie sind erst kurze Zeit in Paris.

Mir scheint, Herr Marquis, — entgegnete Clarisse, daß die Sache weit gewichtiger ist, als Sie beide sie zu nehmen scheinen. — — Ich kann zwar nur nach hingeworfnen Worten urtheilen — doch muß ich Ihnen gestehen, daß es mir lieb sein soll, wenn ich um dies eine Geheimniß weniger weiß.

Ah! wenn Sie etwas ein Geheimniß nennen, was vor einigen Monaten ganz Paris beschäftigte, — kann ich es Ihnen unbedenklich mittheilen. — — Die Sache ist die: — Nach dem plötzlichen Tode meines theuren Bruders, dessen Sohn, wie Sie wohl wissen werden, eben so plötzlich starb, wollte es Vielen hier in Paris nicht einleuchten, daß zwei so schnelle und unerwartete Todesfälle in einer und derselben Familie auf natürlichem Wege stattgefunden haben sollten, — und nach mancherlei Vermuthungen blieb der Verdacht endlich bei Cäsar Mailly stehn.

Entsetzlich! — und weshalb sollte er dies Verbrechen begangen haben? — sprach Clarisse, von den Worten des Marquis höchst unangenehm berührt.

Ich glaube überhaupt gar nicht, daß er es begangen hat, obgleich der Tod meines armen Bruders gewiß kein natürlicher war. — Doch wenn man endlich Gründe suchen wollte, könnte man deren leicht finden. — Nach dem Testamente meines Vaters fiel das Vermögen des Verstorbenen Cäsar und mir anheim, und so ward er durch den Tod desselben jedenfalls um ein paar Millionen reicher.

Des Geldes wegen also! Da könnte man ja aber Jeden verdächtigen, der eine große Erbschaft macht, — sagte Clarisse.

Jeden! — rief stolz der Marquis. — Es fiel Niemand ein, mich, meinen Sohn oder Palma zu verdächtigen, obgleich auch wir erbten. — Wen kann es Wunder nehmen, wenn unter allen Betheiligten der Verdacht gerade auf den Enkel des Herrn Rigaud fiel, — dessen theurer Großvater auf ähnliche Weise zu seinem Vermögen kam.

Wenn er aber dennoch schuldlos ist, — warf Clarisse ein, — die ein Schauder bei dem Gedanken überkam, Jemand so unhaltbarer Gründe wegen in Verdacht zu bringen, und dadurch gleichsam einen moralischen Mord zu begehen.

Wenn er unschuldig ist, — was ich übrigens auch glaube, — so muß man doch gestehn, daß we=

nigstens Manches angeführt wird, was den Verdacht zu rechtfertigen scheint.

Es wird am besten sein, lieber Onkel, — sagte Palma, der nicht nur Cäsar's unerwartete Ankunft, sondern auch dies ganze Gespräch höchst unangenehm war, — wenn wir hierüber schweigen. — Uns ist nur eine Art der Beschuldigung erlaubt, nur diese eine geziemend, — und diese ist: gerichtlich aufzutreten, wenn wir vor dem Gesetze unsern Verdacht rechtfertigen können; — da dies aber nicht der Fall ist — so schweigen wir über diese in Vergessenheit gerathene Sache.

Ich habe keine Stimme hierbei, da ich jedoch von Ihnen, Herr Marquis, zuerst dieser ganzen Sache erwähnen hörte, — und Du, Palma, mich Deines Vertrauens würdigst, — sei es mir erlaubt, Euch darauf aufmerksam zu machen, daß solch ein Criminalprozeß, wie er auch enden möge, stets einen Makel auf dem Charakter des Beschuldigten zurückläßt, und ich es daher nicht nur für Leichtsinn, sondern für Sünde halte, solch' einen Verdacht, — so lange er blos Verdacht ist — auch nur auszusprechen. Doch hat die Sache auch noch eine andere unangenehme Seite — — — hier verstummte Clarisse plötzlich, als ob die ihr eigene Offenheit und

Aufrichtigkeit sie weiter fortgerissen habe, als ihr lieb sei.

Du verstummst, Clarisse, sprach Palma, — während der Marquis nachdenkend und mit finstrer Miene im Zimmer auf und ab ging. — Fahre fort. — Die Umstände sind wirklich der Art, daß eine so treue Freundin, wie Du es bist, mir ihre Ansichten, ihren Rath nicht vorenthalten darf. In der Hauptsache stimmen wir ohnedies überein. — Sprich also. — —

Ich verwahrte mich gegen dies Geheimniß, entgegnete Clarisse sanft; — und jetzt haben meine Freundschaft für Dich und meine angeborne Offenheit mich schon mehr zu sagen verleitet, als ich wünschte. Gern würde ich, was mir noch zu erwähnen blieb, verschweigen, doch sehe ich ein, wie es meine Pflicht ist, Dir mitzutheilen, was mich beunruhigt.

Sprich, Clarisse! — Du sagtest doch: die Sache habe noch eine unangenehme Seite.

Mir scheint es wenigstens so. — Wenn Cäsar nun auf den Gedanken käme, daß jener Verdacht hier seine Quelle habe, daß er von Euch ausgegangen? —

Von mir? — rief der Marquis, noch bleicher

werdend als gewöhnlich, während ein unheimliches Feuer in seinen Augen brannte; — von mir? — was im Munde der ganzen Welt war — oder vielleicht noch ist! — —

Ich sagte nicht von Ihnen, Marquis, — entgegnete Clarisse, durch den lebhaften Ausruf Alfred's um so mehr überrascht, da er erst vor wenig Augenblicken ihr dies Gerücht mit einem Eifer gleichsam aufgedrungen hatte, der sie glauben ließ, daß ihm daran liege, es auf jede Weise zu verbreiten. — Ich sagte nicht von Ihnen, — wiederholte sie, — sondern von Euch, — das heißt von den Verwandten des Verstorbenen.

Und wenn es dem gelben Herzog beliebte, dies zu glauben — so möge er sehn! — entgegnete der Marquis, augenscheinlich eine unfreiwillige Befangenheit niederkämpfend. — Ich glaube, daß man in den ersten Stunden des Schmerzes über den Tod eines geliebten Angehörigen nicht jedes Wort auf die Wagschale legen kann.

Der Heuchler! — dachte Palma; — man könnte denken, daß er seinen Bruder angebetet habe. — Es wäre wohl schwer zu bestimmen, sprach sie dann, wer zuerst diesem Verdachte Worte gab.

Ich beschwöre Euch, mir zu glauben, — fiel

Clarisse ein, daß es am Besten ist, diesen Gegenstand fallen zu lassen. — Und sollte die Gegenwart Cäsar Mailly's jene Gerüchte wieder ins Leben rufen, so ist es das Gerathenste, wenn Ihr Euch dabei ganz neutral verhaltet.

Jedenfalls, — sagte Palma, — ist es ehrenvoller für unsre Familie, wenn wir keinem Gliede derselben solch eine entsetzliche That zutrauen. — Indessen kann ich nicht leugnen, daß Cäsar's Gegenwart mich unangenehm berührt, und für unser Haus stets unheilkündend ist. — Einen Tag nach dem Tode meines Mannes verließ er Paris; als mein Schwiegervater starb, war er erst seit zwei Tagen abgereist. — Es scheint, als sollte seine Anwesenheit stets einen Todesfall in der Familie verkünden.

Ich freue mich, Palma, — sprach der Marquis, — daß Du, was diese zweite Auflage des Chevalier St. Georges betrifft, mit Dir selbst im Reinen bist, und ich wenigstens nicht zu fürchten brauche, daß seine Taschenspielerkünste Dich auf Irrwege leiten. Denn so viel ist gewiß, daß Cäsar sich sehr leicht Sympathien zu erwerben weiß. — Schon in Grenoble, wo er seine Studien beendete, wußte er sich einen Namen zu machen, theils durch

seine rasche Auffassungsgabe, theils durch seine Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen.

Das Erste hat er wahrscheinlich nicht von seiner afrikanischen Mutter geerbt; was das zweite betrifft, so ist es ein wahres Kunstreiter- und Acrobaten-Talent, ganz eines Mulatten würdig, setzte er mit bitterm Hohne hinzu. — Bei Taroni kann man immer dergleichen schwarze oder gelbe Exemplare sehn; — das gehört zur Ausstattung des Institutes. — Doch hegen Sie Besorgnisse, Madame, fuhr der Marquis in strengem Tone fort: so hege ich deren auch, — denn vorausgesetzt, — — ich will übrigens durchaus nicht behaupten, daß dem so ist, — — doch vorausgesetzt, was ja nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, — daß Cäsar dies Verbrechen begangen hat, — — so schwebt auch mein, meines Sohnes und Palma's Leben in Gefahr.

Clarisse erbleichte; — hierauf, Herr Marquis, ist es schwer, Ihnen zu antworten. — Doch, großer Gott, welch' ein Mensch muß dies jugendliche Glied Ihrer Familie sein, wenn man ihn so gräßlicher Verbrechen fähig halten kann!

Es ist ein Unverschämter, der Alles an sich

reißen, und endlich noch Palma heirathen möchte, damit auch die letzte Million der Erbschaft meines Bruders ihm nicht entgehe.

In diesem Augenblicke rief Palma: welch' ein Lärm entsteht da auf der Straße; — und sich erhebend eilte sie an's Fenster.

## VIII.

Während in Palma's Salon dies Gespräch stattfand, waren zwei Personen, die wir nur dem Namen nach kennen, im Begriffe sich zu ihr zu begeben. Die eine derselben war der Chevalier von Ronceval, den die Gräfin, wie wir wissen, zu sich beschieden, die andere Lord John Wetherby, der ihr seinen täglichen Besuch abstatten wollte.

Der Chevalier von Ronceval war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, aus einer alten, adeligen Familie, die nach langer Emigration mit den Bourbonen in ihr Vaterland zurückkehrte. Er wuchs in Paris auf, bereiste in seinem zwanzigsten Jahre England und einen großen Theil des Continents, und war vor ungefähr anderthalb Jahren von einer neuen Reise zurückgekehrt, die er nach Nord- und Südamerika unternommen. Ronceval war einer jener Glücklichen, die in ihrer Eigenliebe von Nie-

mand auf der Welt eine höhere Idee hegen, als von ihrem eignen Selbst.

Natürlicher Verstand mit jener Art von Witz verbunden, welche den Söhnen der Gascogne eigen ist, hatten ihm in den Kreisen der Faubourg St. Germain den Beinamen des Gascogners erworben, obgleich seine Familie aus der Provence stammte.

Was ihn am meisten beschäftigte, war die große Welt und alle Launen und Thorheiten der Mode. Er machte Alles mit, doch mit entschiednem Unglücke, denn obgleich er nichts recht verstand und einzurichten wußte, wollte er doch stets für sehr gewandt und sachverständig gelten.

Wettete Ronceval bei einem Wettrennen auf ein Pferd, so galt dies für ein schlechtes Zeichen, da er beinahe immer verlor. Prophezeihte er einer neuen Oper oder einem Schauspiele, dessen Proben er beigewohnt, den glänzendsten Erfolg, — so war er bei der Vorstellung gewöhnlich gezwungen, selbst mit pfeifen zu helfen.

Nur bei einer Sache hatte er, seiner Behauptung nach, decidirtes Glück, — nämlich bei den Frauen, die ihm, wie er versicherte, nicht zu widerstehn vermochten. — Was diesen Punkt betraf, war Ronceval sehr empfindlich, und man konnte ihn durch

nichts tiefer kränken, als wenn man bei derlei Angelegenheiten seine Worte bezweifelte oder ihn der Uebertreibung zieh.

Da wir bald Gelegenheit haben werden, ihn persönlich kennen zu lernen, wollen wir dieser kurzen Skizze nur noch beifügen: daß in der ganzen Erscheinung des Jünglings etwas Uebereiltes und Burleskes lag, und er zu jenen Menschen gehörte, mit denen Niemand ernsthaft spricht, und deren Gegenwart oder auch bloße Erwähnung stets ein Lächeln hervorruft.

Lord John Wetherby hingegen war beinahe ganz das Gegenstück dieses Pariser Lions, und besaß nebst einer unbeschreiblichen Langsamkeit in allem, was er that und unternahm, eine tüchtige Dosis echt brittischer Halsstarrigkeit.

Ein Linienschiff von hundert und zwanzig Kanonen war in seinen Bewegungen rascher als er; doch ungeachtet dieser trägen Langsamkeit scheute er, wenn etwas sein Interesse erregte, den längsten und beschwerlichsten Weg nicht, um dies Interesse zu befriedigen, obgleich er dabei stets in seinem gewöhnlichen Tempo blieb.

Eine andere Eigenschaft Lord John's war eine Art empfindsamer Schwärmerei, die weder zu seiner

ziemlich schwerfälligen Persönlichkeit, noch zu seinem Alter paßte, da er den Fünfzigen nahe war. Es gab keinen wärmern Bewunderer des schönen Geschlechtes als ihn; und da Mylord sich mit dem Anschauen seiner Angebeteten begnügte — — hielt es ziemlich schwer seine Huldigungen abzuschütteln.

Wir erwähnten schon, daß Frau von Savigny Palma fragte: ob Lord John ihrer nicht gedacht habe, und daß seine Anwesenheit in Paris sie eben nicht auf's Angenehmste überraschte.

Zur Erklärung dieses Umstandes bedarf es einiger Worte.

Als Clarisse nach dem Tode ihres Gatten zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit in die Bäder von Pyrmont reiste, folgte ihr Lord Wetherby dahin, ohne daß die junge Frau dies im Entferntesten ahnte.

Die reizende Wittwe hatte schon in London die Aufmerksamkeit Lord John's erregt, der ihr öfters in der Welt begegnete, ohne je ein Wort mit ihr zu wechseln, obgleich sein Auge zu Clarissen's großer Unbequemlichkeit ununterbrochen mit dem Ausdrucke staunender Bewunderung an ihr hing.

Drei Tage nach ihrer Ankunft in Pyrmont ward Frau von Savigny höchst unangenehm durch

Lord Wetherby's Anblick überrascht, der auch hier, wie in London, fortfuhr, sie bei jeder zufälligen Begegnung mit den Augen zu belagern.

Clarisse dadurch unbeschreiblich gelangweilt, suchte auf jede Weise ihrem Bewunderer zu entkommen, dessen stumme Anbetung zu tausend Neckereien Anlaß gab. — Doch in einem Badeorte hält es eben so schwer, dem Bekanntwerden auszuweichen, als seine Thüre unerwünschten Besuchen zu verschließen; und so ward Lord Wetherby Clarissen's Schatten und saß oft stundenlang bei ihr, — ohne jedoch seinen Gefühlen Worte zu geben, so daß die junge Wittwe stets gezwungen war, irgend eine List anzuwenden, um ihn loszuwerden.

Seine Gespräche drehten sich um die gewöhnlichsten, abgedroschensten Gemeinplätze, ausgenommen wenn seine sehr erregbare Eifersucht in's Spiel kam; — dann gerieth seine Zunge in wunderbare Beweglichkeit und wußte den gefürchteten Nebenbuhler recht derb durchzuhecheln, ohne jedoch der Dame seines Herzens im Geringsten zu nahe zu treten.

Nach dieser kurzen Schilderung jener beiden Persönlichkeiten kehren wir zu dem Auftritte zurück, der Palma an's Fenster lockte, — und der durch Ronceval und Lord John hervorgerufen ward; —

wie und auf welche Weise, wollen wir dem Leser allsogleich mittheilen.

Als Salust mit Palma's Billet in Ronceval's Wohnung kam, fand er diesen nicht nur zu Hause, sondern auch Gesellschaft bei ihm.

Ronceval's Kammerdiener, — ein Engländer, denn beiläufig gesagt, war es eine der Manien des Chevalier blos Engländer in seinem Dienste zu dulden, — nahm ihm das Schreiben ab, und trat damit in das Zimmer seines Herrn, — das wir, — wüßten wir nicht, daß es zu der Wohnung eines jungen modischen Herrn gehört, — gewiß für das Boudoir irgend einer Sängerin oder Tänzerin gehalten haben würden, so sehr war dieser Raum mit jenem bezeichnenden Etwas erfüllt, welches man nur bei dieser Klasse von Frauen findet, obgleich es ziemlich glücklich mit jener Art Bequemlichkeit und Comfort gepaart war.

Es enthielt einen Toilettentisch, so überladen mit allen möglichen Toilettenrequisiten, daß die verwöhnteste Schauspielerin es nicht verschmäht haben würde, sich davon zur Königin oder Hirtin umzugestalten; zwei ungeheure freistehende Spiegel, vor denen Fanny Elsler ihre graziosen Stellungen hätte einüben können, und einen Flügel, der der Gräfin

Rossi, zur Begleitung ihrer Silbertöne, genügt haben würde.

Gestelle mit den Waffen aller wilden und civilisirten Nationen hätten ihrer coquetten Anordnung nach recht gut das Eigenthum irgend einer Primadonna sein können, deren Gatte oder Geliebter das Fach der Heldenrollen ausfüllt; und selbst die zierlichen Cigarrenkistchen störten den Geist des Ganzen nicht, und konnten den Beschauer höchstens auf die Idee bringen, daß hier eine jener emancipirten Damen ihr Lager aufgeschlagen, die Spindel und Nähnadel mit der Feder oder gleich Lola Montez, mit der Reitpeitsche, und im Nothfalle mit dem Schwerte vertauscht haben.

Bei all' seinen siegreichen Liebesabenteuern mußte Ronceval doch nur selten durch Sendungen, gleich dem Billet Palma's, erfreut worden sein, denn sobald der Kammerdiener ihm sagte, daß es durch einen Mohren überbracht worden, erleuchtete ein Freudenstrahl sein Gesicht; er überlas hastig die wenigen Zeilen, die wahrscheinlich kein Geheimniß enthielten und verbarg sie dann eilig mit wichtiger und geheimnißvoller Miene.

Sie können sich entfernen, James, sagte er zu seinem Kammerdiener, und setzte flüsternd hinzu:

Der Mohr braucht nicht zu warten; sagen Sie ihm nur, daß Alles geschehen wird. Mein Cabriolet soll bereit sein.

Ihr werdet mir verzeihen, lieben Freunde, wendete er sich dann an die jungen Leute, die bei ihm waren, wenn ich mich anziehe, da ich einen eiligen Gang zu machen habe.

Wir möchten Dir um alles in der Welt nicht im Wege sein, entgegnete ihm ein großer junger Mensch, der eben eine cherokesische Streitaxt untersuchte.

Wir wissen, — fiel ein andrer mit breitem, jovialem Antlitz ein, — wir wissen recht gut, daß Du oft auf eine Weise in Anspruch genommen wirst, die jeden Dritten überflüssig macht.

Wahrscheinlich, nahm der dritte und letzte der Anwesenden das Wort, der, seinem Anzuge nach, von einem Spazierritte zu kommen schien, — steht unserm glücklichen Freunde ein interessantes Abenteuer bevor. Als die Thüre aufging, erblickte ich im Vorzimmer einen Mohren in Livree, — wenn ich nicht irre, Gräfin Mailly's Salust. — Ah! ich muß gestehn, mein Freund, daß Du diesmal einen brillanten Beweis Deines guten Geschmackes giebst.

Das — ergänzte rasch der Jüngling mit dem

jovialen Gesichte, — ist jedenfalls eine ganz andre Eroberung, als Mademoiselle Fifine vom Vaudeville.

Schweig, unterbrach ihn Ronceval, — wenn Euch Jemand hörte, müßte man wahrhaftig glauben, daß wir von nichts anderm zu sprechen wissen, als von meinen kleinen Abenteuern; — und doch kann ich mir in dieser Hinsicht nichts vorwerfen, und genieße auch einigermaßen das Vertrauen unsrer Damen.

Nicht wahr, — wir haben es errathen? — rief der große Jüngling, der nun, statt der cherokesischen Streitaxt ein kleines Spazierstöckchen schwang. — Man muß gestehn, daß die grausame Gräfin unmöglich eine klügere Wahl treffen konnte; — Du bist die Bescheidenheit selbst, und wir können alle bezeugen, wie eifrig Du Dein Glück zu verheimlichen strebst.

Meine Herren, — sprach Ronceval mit Pathos, — Ihr geht zu weit, viel zu weit in Euern Vermuthungen. — Das Billet der Gräfin enthält eine einfache Einladung.

Also ein Rendezvous, unterbrach ihn der junge Mann im Reitkleide; — wahrhaftig, da kann man sagen: veni, vidi, vici; — denn als ich Dich das letztemal an der Seite der schönen Gräfin sah,

schienst Du mir noch ziemlich weit vom Ziele entfernt.

Es wäre wahrlich besser, Du bliebst auch jetzt bei diesem Glauben, – entgegnete Ronceval, — mit erzwungnem Unwillen; — es giebt unter der Sonne keine unbedachtern und schonungslosern Menschen als Ihr seid. — Ihr macht Euch einen Scherz daraus, die tugendhafteste Frau zu verdächtigen und in's Gerede zu bringen. — Aber ich fordre Euch auf zu bezeugen, ob ich nur mit einer Sylbe verrathen — — — doch, was sage ich — unterbrach er sich plötzlich — und fuhr dann sich verbessernd fort: ob ich nur durch eine Sylbe diesen ungegründeten Verdacht rechtfertigt habe.

Während diesem Gespräche war Ronceval's Kammerdiener eingetreten; der junge Mann warf den Schlafrock ab und begann seine Toilette.

Die Uebrigen zündeten sich indeß Cigarren an, nahmen ihre Hüte und entfernten sich. In der Thüre wandte der Jüngling mit dem breiten, jovialen Gesichte sich noch einmal um, und sprach zwar scherzend, doch mit ziemlich scharfem Spotte: — Sei ruhig, Ronceval, ich versichere Dir auf Ehre, daß ich von der ganzen Sache kein Wort glaube. — Die liebenswürdige Gräfin Mailly wird sich wohl

hüten in Mademoiselle Fifine's Fußtapfen zu treten. Deshalb sei ruhig, vollkommen ruhig.

Ronceval, — der gerade damit beschäftigt war, seine Cravatte in die reizendsten Falten zu legen, — biß sich in die Lippen und wollte eben den Mund zu einer Antwort öffnen, — als der, seinen Versicherungen leider nur zu sehr glaubende Freund die Thüre hinter sich zuzog.

Er beendete daher schweigend, so schnell als möglich seinen Anzug und wir benützen diese Zeit, um einen Blick auf das Aeußere des liebenswürdigen Jünglings zu werfen.

Ronceval's Gesicht war äußerst schmal, ohne jedoch mager zu sein, und seine Züge verriethen, besonders im Profil gesehn, ein auffallendes Streben nach oben, was besonders von der Nase und der Oberlippe zu bemerken ist. Das Kinn war etwas länger als gewöhnlich, die Augen klein, lebhaft und von grünlich grauer Farbe, während sein dichtes, aber etwas sprödes Haar bedeutend in's Röthliche spielte.

Uebrigens war die Gestalt nicht übel und das Ganze würde eben keinen unangenehmen Eindruck hervorgebracht haben, wenn nicht jede seiner Bewegungen den Stempel der Uebereilung getragen hätte,

was ihm stets das Ansehn eines Verspäteten gab, der aus Leibeskräften danach strebt, das Versäumte einzubringen.

Im Begriff den Hut aufzusetzen sah er nach der Uhr.

Ist mein Cabriolet bereit, James?

Seit einer Viertelstunde, mein Herr.

Gut, gut, — ich muß eilen, — — ich gehe einer angenehmen Stunde entgegen. — —

Der Kammerdiener schien diese Worte seines Herrn eben keiner besondern Aufmerksamkeit zu würdigen; er übergab ihm den sorgfältig gebürsteten Hut und folgte ihm dann aus dem Zimmer.

Ronceval lief eilig die Treppe hinunter, sprang in sein Cabriolet, und nach erhaltnem Befehle fuhr der Groom, der ebenfalls ein Engländer war, gerade nach dem Hotel der Gräfin Mailly.

In dem Augenblicke, wo er dort angelangt das Pferd anhalten wollte, bog ein andres Cabriolet, in entgegengesetzter Richtung um die Ecke eines Nebengäßchens, und zwar so plötzlich, daß gerade vor dem Thore der Gräfin die beiden Pferde anrannten. Da Ronceval's Pferd stärker war, drückte es das andere zurück, das Cabriolet schlug um, und ein ziemlich wohlbeleibter Herr kollerte daraus auf das Trottoir.

Die feindlichen Kutscher, — beides Söhne Albions, — schrieen lärmend durcheinander und wollten einer dem andern die Schuld dieses Unfalles aufbürden.

Der auf der Erde liegende Besitzer des zweiten Cabriolets, der nach einigen Wendungen um seine eigne Axe sich mit Hülfe seines Grooms unter bedeutendem Seufzen und Stöhnen langsam wieder erholt hatte, war kein anderer als Lord Wetherby.

Als er endlich auf den Füßen stand, und nach einigen vergeblichen Anstrengungen das Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, begann sein Groom, unter fortgesetzten Schimpfreden gegen Ronceval's Kutscher seinen Herrn sehr energisch auszuklopfen, um ihn vom Straßenstaube zu befreien.

Der Lord heftete während dieser Operation seine starren, wasserblauen Augen mit so viel Zorn, als sie nur auszudrücken vermochten, auf Ronceval, und die Lippen aufwerfend rief er entrüstet: God dam! —

Nach diesem Ausbruche seines Unwillens warf er ihm noch einen vernichtenden Blick zu und schwieg.

Pardon, mein Herr, — sprach Ronceval, mit Mühe das Lachen verbeißend, — doch ist Ihr eig-

ner Groom hier offenbar der Schuldige. Er bog in so rasender Eile um die Straßenecke, daß wir ihn erst wahrnahmen, als es schon zu spät war.

Der Lord, der jetzt so ziemlich wieder gesäubert war, warf einen giftigen Blick nach seinem hohen Hute, der ganz gemächlich im Rinnsteine lag, blies sich auf und entgegnete: — — God dam! — Ihr Kutscher ist ein Esel, der die Peitsche verdient! —

Ich stelle ihn zu Ihrer Verfügung, wenn Sie zufällig eine bei der Hand haben sollten, sagte Ronceval mit komischem Zorne. — Sie können gleich zur Execution schreiten! — Doch verzeihen Sie, ich habe Eile.

Hiermit flüsterte Ronceval seinem Groom ein paar Worte zu, stieß in seiner Hast den Portier der Gräfin beinahe um, und die Treppe hinaufspringend stand er bald im Vorzimmer.

Indessen erfreute Lord Wetherby sich der schönsten Gesellschaft; denn während sein Groom mit Hülfe einiger Vorübergehenden das Pferd wieder auf die Beine brachte, sammelte sich um ihn ein Schwarm von Straßenjungen, die, wie dies in Paris zu gehen pflegt, diesen Unfall für das köstlichste Schauspiel hielten, besonders da ein Engländer die Hauptperson desselben war.

Mylord! rief ein kleiner Taugenichts, dem ein paar Riesenstiefel über der Schulter hingen, — einer Ihrer Flügel über dem Halstuche ist abgebrochen, kann ich Ihnen beistehn ihn wieder aufzurichten? — Hiermit stellte er die Stiefel auf die Erde, erhob grinsend, mit liebenswürdiger Dienstbeflissenheit, seine von Stiefelwichse geschwärzten Hände und richtete den blendend weißen Halskragen, den er Flügel zu nennen beliebte, wieder auf, nicht ohne darauf schwarze Spuren dieser Dienstleistung zurückzulassen.

Der Lord war außer sich; obgleich seine angeborne Langsamkeit ihm nicht erlaubte das ganze Gewicht des ihm widerfahrenen Unfalles auf einmal aufzufassen. — Am meisten ärgerte ihn Ronceval's Beweglichkeit, der ihm, wie wir dies sahen, mit Windeseile zuvorkam, was ihm um so unangenehmer war, da er ihn überhaupt nicht leiden konnte, weil er ihn für einen sehr gefährlichen Don Juan hielt. — Besonders ärgerte es ihn, daß Ronceval, wenn sie bei der Gräfin Mailly zusammentrafen, mit seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit ihm immer das Wort aus dem Munde nahm, und gewöhnlich *das* sagte, was der Lord sagen *wollte* oder wenigstens zu sagen *gewünscht* hätte, — ehe er dazu kommen konnte es auszusprechen.

Zwar war Lord John fest davon überzeugt, daß er dies stets schöner und jedenfalls gefühlvoller ausgedrückt haben würde und die Gräfin sicher angenehmer überrascht haben würde, wenn sie es von ihm, statt von dem leichtfertigen Ronceval gehört hätte, — aber dieser Gedanke vergrößerte noch seinen Aerger, statt ihn zu mildern.

Eben so unangenehm überraschte ihn die von dem dienstfertigen Schusterjungen so schonungslos mitgetheilte Nachricht, daß einer seiner Halskragen, die er stets sehr hoch, steif und herausfordernd trug, sich durch seinen Fall herabgebogen habe. — Doch um das Unglück voll zu machen, hatte noch ein Kleidungsstück des Lords, welches man in England kaum zu nennen wagt, gerade über dem Knie einen Riß erhalten.

So viele Schicksalsschläge auf einmal brachten ihn ganz und gar aus der Fassung.

Er würdigte den Schusterjungen keiner Antwort und nachdem er seinen Groom eine Zeit lang schweigend und grimmig angeblickt, rief er aus: — Dummkopf! — warf dann auch Ronceval's Kutscher einen vernichtenden Blick zu und bahnte sich, den unverschämten Schusterjungen so kräftig zur Seite

schiebend, daß dieser Gefahr lief den Boden zu küssen, den Weg zu dem Portier.

Ist die Gräfin zu Hause? fragte er dies riesige Individuum, dessen Schnurrbart gleich zwei Weißpinseln zu beiden Seiten seines Gesichtes hervorstand, während der große glänzende Knopf seines Stockes wie eine Streitaxt in seiner Faust blitzte.

Die Gräfin empfängt heute keine Besuche, entgegnete der Riese im Bewußtsein seiner Würde.

Wie? schrie der Lord außer sich, — der Chevalier von Ronceval ging ja so eben hinauf! —

Das ist etwas Anderes, mein Herr, — erklärte der Portier; Herr von Ronceval empfing eine Einladung.

Eine Einladung? — Und mich empfängt die Gräfin nicht? — Sie sind ein Ochse, Sir, — fuhr der Lord fort, und schritt, der luftigen Bekleidung seines Kniees nicht achtend, nach der Treppe zu.

Der Portier nahm den Hut ab, überholte den Lord mit ein paar Schritten seiner langen Beine und vertrat ihm mit dem freundlichsten Gesichte den Weg.

Sie verzeihen, mein Herr, sprach er höflich, —

doch, wie gesagt: die Gräfin empfängt heute keinen Besuch.

Und Ronceval? fragte der Lord mit einem Fuße auf der Treppe.

Ich muß tausendmal um Vergebung bitten, Milord, sprach der Portier, den Hut noch immer in der Hand und seinen Portierstock quer vor die Treppe haltend, — aber die Gräfin empfängt heute keinen Besuch.

Sie sind ein Unverschämter, den die Gräfin aus dem Dienste jagen wird, ein wahrer Papagei, der stets dasselbe wiederholt.

Die Gräfin wird mich nicht fortjagen, — entgegnete mit der größten Seelenruhe der Portier.

Und Ronceval?

Die Gräfin empfängt heute keinen Besuch, — bemerkte nochmals der Portier.

Dieses geistreiche Zwiegespräch würde wahrscheinlich noch lange fortgeführt worden sein, wenn Sionel, der eilig die Treppe herunterkam, ihm nicht ein Ende gemacht hätte.

Ich ersuche Sie heraufzukommen, Milord, — sprach der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung. — Die Gräfin sandte mich herab, um dies Mißverständniß zu enden.

Als der Portier dies hörte, zog er ruhig seinen Stock zurück, verbeugte sich tief, setzte dann den Hut auf und ging an seinen Platz im Thorwege zurück.

Der Lord schickte ihm, noch wüthend über den erfahrenen Widerstand, ein energisches God dam nach.

---

## IX.

Während Lord Wetherby endlich das Ziel seiner Wünsche erreichte und in den Saal der Gräfin Mailly eingeführt wurde, erhob sich vor dem Thore des Hauses ein neuer Wortwechsel.

Die beiden feindlichen Kutscher nämlich verständigten sich während der Anwesenheit ihrer Herren nur von Weitem über ihre gegenseitigen Ansichten und wechselten herausfordernde Blicke.

Besonders zeigte der Groom Lord John's dem andern, hinter dem Rücken seines Herrn, drohend die geballte Faust, worauf jener mit doppelt giftigen Blicken antwortete.

Nach der Entfernung des Lords fing die versammelte Volksmenge sich an zu zerstreuen, da sie für diesmal das Straßenschauspiel beendet glaubte.

Doch kaum war Milords letztes God dam verklungen, als sein Groom die Zügel am Bocke be-

festigte und sich Ronceval's Diener nahte, der ihn schweigend neben seiner ungeheuren Yorkshirer Stute stehend erwartete.

Master Jack! begann des Engländers Groom das Zwiegespräch, — mein Lord Wetherby hat Dir seine Meinung über Dich schon gesagt; — ich habe nur noch hinzuzufügen, daß sie auf ein Haar mit der meinen übereinstimmt. — — Hiermit stellte er sich, den rechten Fuß vorgeschoben, in Positur, und drückte den Hut auf das linke Ohr.

Darauf will ich Dir nur so viel sagen, — entgegnete der Andere, unbeweglich stehen bleibend, — daß Ihr Beide, Du und Dein Herr, so um die Ecke gefahren kamet, als hätte weder er noch Du je ein Leitseil in der Hand gehabt, — folglich, — hier wandte sich der Groom mit lautem Lachen an die Umstehenden, — mögen diese Herren entscheiden, welcher von uns dreien eigentlich der Esel ist.

Die versammelte Menge hörte zwar jedes Wort, was gesprochen ward, verstand aber nichts davon, da der Streit in englischer Sprache geführt wurde, und beantwortete daher diese Aufforderung mit Stillschweigen.

Du kannst Dich nun überzeugen, fuhr der

Sprechende nach einer Pause fort, daß das Publikum ganz meiner Meinung ist.

Ich habe Dir nur zu bemerken, fiel der Andere ein, daß ich die größte Lust hätte Dir ein paar Augen aus dem Kopfe zu boxen.

Und ich mache Dich aufmerksam darauf, daß ich eine unwiderstehliche Sehnsucht verspüre, Dir Arm und Beine entzwei zu schlagen.

Hiermit streifte Ronceval's Groom seine Rockärmel auf, ballte die Fäuste und versetzte sich, zur großen Belustigung der Umstehenden, in Boxerstellung.

Der Andere ahmte ihm alsogleich nach, während die Zuschauer lachend und die beiden Kämpfer ermunternd einen Kreis um sie schlossen.

Der Portier stand indessen ruhig im Thorwege, und verrieth nicht die geringste Lust zu einer Intervention, sondern trug im Gegentheile einem seiner Bekannten, der an diesem Schauspiele ohne Eintrittspreis Theil nahm, eine Wette auf Ronceval's Groom gegen den andern an.

Der Faustkampf begann äußerst rasch, indem Ronceval's Groom vorwärts springend seinem Kameraden einen so derben Schlag auf die Nase versetzte, daß dieser rücklings unter die Zuschauer und

zwar gerade auf den liebenswürdigen Schusterjungen sammt seinen Stiefeln fiel, während der Sieger, sich immer en garde haltend, einen Rundblick auf die Zuschauer warf, um sich von ihrem staunenden Beifall zu überzeugen.

Jetzt begann der Schusterjunge einen neuen Kampf auf der Erde, mit dem auf ihm herumzappelnden und aus Leibeskräften fluchenden Groom Lord John's, und schlug einen solchen Lärm, daß die Polizei sich augenblicklich in's Mittel legte und der Schlacht ein Ende machte; den beiden Faustthelden bedeutend, daß man ihre Namen aufgezeichnet, und sie es nur der Schonung für ihre Gebieter zu danken hätten, wenn man sie nicht alsogleich an einen Ort brächte, wo sich ihre heißen Leidenschaften gehörig abkühlen könnten.

Die beiden Kämpfer nahmen daher wieder auf den Böcken der Cabriolets Platz und stellten sich einander gegenüber rechts und links vom Thorwege auf; der Eine mit faustdick aufgeschwollener Nase und blauem Auge, der Andere mit höchst leutseligem Lächeln und einer Cigarre im Munde, die er sich anzündete.

Daß dieser lärmende Auftritt in der Beletage nicht unbemerkt geblieben war, läßt sich aus dem

Umstande errathen, daß Herr Sionel mit äußerst unzufriedener Miene in dem Augenblicke die Treppe herunter kam, als Mstr. Jack, auf seinen Lorbeeren ruhend, die erste Rauchsäule aus seiner Cigarre blies.

Es war Zeit, daß sie aufhörten, — redete Sionel mit Würde den unschuldigen Portier an; — es ist ein wahrer Skandal, was hier stattgefunden hat.

Herr Sionel, — entgegnete der Riese gekränkt, — Sie verläumden die Unschuld selbst; — jene beiden Jünglinge auf den Böcken dort haben ihre Fäuste gemessen; voilà tout. Ich hielt es unter meiner Stellung, mich in den Kampf zu mengen. Verschaffen Sie sich künftig genauere Kenntniß des Vorgefallenen, ehe sie sich, durch die Beschuldigung einer Persönlichkeit gleich der meinen, lächerlich machen.

Pardon! sprach Sionel, etwas beschämt, doch begingen Sie heute schon einen großen Verstoß.

Ich? Welchen Verstoß?

Daß Sie Lord Wetherby nicht herauflassen wollten.

Haben Sie mir nicht selbst gesagt, Herr Sionel, daß ich, während der Herr Chevalier von Ronceval oben sei, keine Besuche vorlassen solle?

Aber so viel Verstand hätten Sie doch haben können, einzusehn, — entgegnete der Kammerdiener, — daß wenn die beiden Herren gerade zugleich kommen, es unmöglich ist, ohne auffallende Beleidigung, den einen wegzuschicken, während man den andern annimmt.

Der Portier dachte einen Augenblick nach, dann drückte er zornig seinen Hut fester auf den Kopf, nahm seinen gewohnten Platz wieder ein und murrte ärgerlich: — wen Gott strafen will, den macht er zum Pferd oder zum Portier einer jungen Wittwe.

Sionel stieg, nach diesem Rückzuge des Portiers, wieder zur ersten Etage hinauf.

---

Wir verließen Lord Wetherby, als er, nach manchen Hindernissen, das Vorzimmer betrat; — bald nachher sehen wir ihn im Salon der Gräfin, wo er den Marquis ernst, Palma freundlich, Frau von Savigny mit einem Lächeln angenehmer Ueberraschung und Ronceval ganz und gar nicht begrüßte.

Lord Wetherby — sprach die Gräfin mit einer Herzlichkeit, die ihn augenblicklich versöhnte, — verzeihen Sie die Albernheit meines Portiers, der ein Irrthum zum Grunde lag. Ich brauche Ihnen wohl

nicht zu sagen, daß ich für Sie stets zu Hause bin, ausgenommen, wenn ich wichtige Geschäfte habe oder wirklich ausgefahren sein sollte.

Die Gräfin hatte mit mir befohlen, warf Ronceval dazwischen, — deshalb kam ich Ihnen zuvor.

Nun Ronceval, sagte Palma, Sie kennen meinen Auftrag; wir wollen sehen, wie Sie ihm entsprechen.

Wenn Sie mich dieses Auftrags gewürdigt hätten, — sprach der Lord, neidische Blicke auf Ronceval werfend, — könnten Sie überzeugt sein —

Daß Sie, mit dem besten Willen, nicht im Stande gewesen wären etwas in dieser Sache zu thun, während ich sie brillant durchführen werde; — unterbrach ihn Ronceval, sich mit selbstgefälligem Lächeln auf seinem Stuhle wiegend, während er sich alle Mühe gab einen Blick des Einverständnisses mit Palma zu tauschen, die jedoch diese Bemühungen gar nicht zu bemerken schien.

Wirklich, sagte der Marquis, — könnten Sie in dieser Sache wenig thun, da der Auftrag Jemand betrifft, den Sie kaum gesehen, während Ronceval ihn recht gut kennt.

Der Lord erwog, mit seiner gewohnten Langsamkeit, wie vieler Zeit es wohl bedürfe, um eine

neue Bekanntschaft bis auf den Punkt zu bringen, der ihm verstatten würde, sich irgend eines Auftrages mit Erfolg zu entledigen, und als er endlich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß dies nicht so rasch gehen könne, wandte er sich, die versöhnliche Bemerkung des Marquis unbeantwortet lassend, mit der Frage an Clarissen:

Sie sind jetzt hier, Madame?

Wie Sie sehen; — entgegnete diese kurz.

Das ist mir sehr erfreulich, meinte Lord Wetherby, seine starren Augen auf Clarissen heftend. — Dann sich zu Palma wendend, sprach er: Sie vernachlässigen Ihre Freunde bei Ihren Aufträgen, Gräfin.

Zwingen Sie mich nicht, entgegnete Palma lachend, — Ihre Bereitwilligkeit auf die Probe zu stellen; — denn ich verlange stets Schweres von meinen Freunden.

Das ist wahr, äußerst Schweres, nahm Ronceval das Wort; doch besitzt Gräfin Mailly einen so feinen Takt, daß sie sehr wohl weiß, an wen sie sich zu wenden hat.

Der Engländer machte bei dieser Eröffnung große Augen, und warf einen fragenden Blick auf die beiden Frauen, die indeß Ronceval's Bemerkung gut zu heißen schienen.

Die Gräfin wandte sich nun an Ronceval.

Sie wissen, Chevalier, wie sehr ich mich stets Ihrer Besuche freue, jetzt aber bin ich gezwungen Sie zu bitten, daß Sie keinen Augenblick säumen meinem Auftrage nachzukommen. — Es wird mir äußerst angenehm sein, wenn Sie mich so bald als möglich davon überzeugen, daß ich wirklich, wie Sie sagten, einigen Takt bei der Wahl derjenigen an den Tag lege, die ich um ähnliche Gefälligkeiten bitte. —

Dies genügt, entgegnete Ronceval; — ich hoffe bald im Besitz alles dessen zu sein — —

Im Besitz? — In welchem Besitz, — fragte der Lord ihn unterbrechend, und den jungen Mann mit herausfordernden Blicken betrachtend.

Was zur Ausführung seines Auftrages nöthig ist, — ergänzte Frau von Savigny rasch die begonnene Phrase Ronceval's.

Diese Antwort schien den Lord durchaus nicht zu befriedigen. Während der Chevalier Abschied nahm und sich entfernte, starrte der Engländer fortwährend Clarissen an und hielt den Hut über die wunde Stelle seines Anzuges, denn sein träger Gedankengang ließ ihn erst dann erkennen, daß der Zustand seiner Toilette nicht für einen Besuch geeig-

net war, als er sich schon im Salon der Gräfin befand.

Kaum war Ronceval verschwunden und die Thür des Nebenzimmers geschlossen, so lachten die beiden Frauen.

Der Marquis blieb ernst, wie immer, doch konnte er nicht ganz verbergen, wie langweilig ihm Lord John's Anwesenheit war, dessen Besuche, wie er das wohl wußte, stets eine Ewigkeit währten.

Als das Gelächter der beiden Freundinnen längst aufgehört hatte, — brach der Lord in heiseres Lachen aus, — hemmte dann plötzlich wieder diesen ungewohnten Ausbruch seiner Heiterkeit und sagte verächtlich: — ein lächerlicher Mensch! —

Sie haben Recht, — sehr lächerlich, wiederholte Palma.

Ich wünsche Euch Glück zu Eurer guten Laune, — rief ärgerlich der Marquis, sich gelangweilt in einen Fauteuil werfend und ein Album durchblätternd, ohne die Bilder, die es enthielt, eines Blickes zu würdigen.

Ich muß gestehen, sagte der Lord, — daß ich nicht begreife, wie die Damen diesen leeren Kopf in ihrer Gesellschaft dulden können.

Wie Sie ihn in der Ihren dulden würden, —

entgegnete Palma mit muthwilligem Lächeln, und wie man manche Menschen duldet, weil man ihnen nicht die Thüre weisen kann.

Das ist ja eben das Gute in unsern gesellschaftlichen Einrichtungen, meinte Clarisse, daß auch die Langweiligen und Lächerlichen sich mit der Menge vermischen. — Es wäre schwer, hier das System der Ausschließung anzuwenden, weil es gerade die Langweiligsten sind, denen man auf keine Weise auszuweichen vermag.

Der Marquis und Clarisse hätten wohl Lust gehabt ihren Besuch zu enden, aber Palma warf ihnen so bittende Blicke zu, daß sie es nicht über's Herz bringen konnten, sie mit Milord allein zu lassen, der sich dauernd in seinem Fauteuil niedergelassen zu haben schien.

Was soll ich nur mit diesem Menschen reden, dachte Palma, während der Lord fortwährend Clarissen anstarrte und den Hut über's Knie hielt.

Apropos, sprach sie endlich, — wissen Sie schon, daß der Herzog von Hayti hier in Paris angekommen ist? —

Ein Herzog von Hayti? — Ein Neger? — entgegnete der Lord, verächtlich die Lippen aufwerfend; — nein, Madame.

Ein Graf Mailly, den Kaiser Faustin der Erste zum Herzog von Capfrançais erhob.

Pardon! Also ein Graf Mailly. — — Ich habe gehört, daß einer Ihrer Verwandten in den Antillen große Pflanzungen besitzt.

Dessen Sohn, Cäsar, ist es, den ich meine; ein wahrer Chevalier St. Georges.

Oh! — also ein Farbiger — —

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein und meldete den Herzog von Capfrançais.

Keiner der Anwesenden hatte den Wagen des Herzogs vorfahren hören, was wohl bei dem ewigen Lärm und Wagengerassel der belebteren Straßen von Paris sehr begreiflich war.

Das ist eine Ueberraschung, sagte Frau von Savigny.

Und zwar eine äußerst angenehme, — bemerkte höhnisch der Marquis.

Ich hätte wahrlich Lust ihn nicht anzunehmen, meinte Palma; — aber das ist jetzt unmöglich. — Er ist willkommen, sagte sie dann in gewöhnlichem Tone dem Kammerdiener, der sich entfernte.

Die Thüre öffnete sich und der Herzog von Capfrançais trat herein.

Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen. Seine Physiognomie war nicht regelmäßig aber äußerst interessant und hatte sogar einige auffallend schöne Züge; die Lippen, ob zwar etwas aufgeworfen, waren von einem vollen weichen Barte bedeckt, und die Gesichtsfarbe erinnerte weit mehr an die Färbung der Bewohner Südspaniens, als an jene der Mulatten.

Ueberdies gab die hohe, freie Stirne, wie die großen, lebhaften, doch sanftblickenden Augen, dem Ganzen einen gewinnenden Charakter, und fügen wir hierzu noch die vollkommenste Gestalt und die angeborene Grazie jeder seiner Bewegungen, so können wir uns wohl erklären, wie Cäsar der Liebling der pariser Damenwelt werden konnte.

Frau von Savigny, obgleich durch tausend Vorurtheile gegen Capfrançais eingenommen, mußte sich doch gestehen, daß sie nie einen schöneren und interessanteren Mann gesehen.

Die herrliche Gestalt des Herzogs überraschte sie beinahe noch mehr, als die schöne, südliche Gesichtsfarbe, die himmelweit von der Vorstellung entfernt war, die Clarisse sich von einem Farbigen gemacht hatte.

Nichts an ihm erinnerte an seinen afrikanischen

Ursprung, und selbst das schöne schwarze Haar war fein und glänzend und zeigte keine Spur jener wolligen Beschaffenheit, die bei den Negerracen jeder Bemühung der verschönernden Kunst Trotz bietet.

Capfrançais war ganz schwarz gekleidet, und als er unbefangen in den Salon trat, wäre es interessant gewesen den verschiedenen Eindruck zu beobachten, den sein Kommen auf die Anwesenden hervorbrachte.

Ein aufmerksames Auge würde in den Zügen des Marquis, Palma's und Lord Wetherby's ohne Ausnahme eine Art unangenehmer Ueberraschung wahrgenommen haben. Die Ursache derselben ist leicht erklärlich, denn die ersten beiden mußten sich gestehen, daß Cäsar sich so sehr zu seinem Vortheile verändert hatte, und eine so interessante Erscheinung geworden war, daß sie den Eindruck zu fürchten begannen, den dieser junge Mann wohl hervorzubringen im Stande war; während Lord John den starren Blick bald auf Clarissen, bald auf den Eingetretenen heftete und in sichtlicher Unruhe einen gefährlichen Nebenbuhler in ihm zu ahnen schien.

Frau von Savigny empfand eine Art verlegener Befangenheit, von der sie sich selbst im Augenblick nicht Rechenschaft zu geben wußte, und mußte

sich gestehn, daß noch nie ein Mensch beim ersten Anblicke sie so bezaubert habe, wie dieser Fremde.

Capfrançais nahte sich Palma mit dem ungezwungensten Anstande. Theure Gräfin, sprach er verbindlich, Sie werden es natürlich finden, daß ich den ersten freien Augenblick benütze, um Ihnen meine Aufwartung zu machen. — Ah, Herr Marquis, wandte er sich dann an Alfred, ich bin erfreut Sie in Paris zu finden. — Er warf einen Blick auf Clarissen, deren Wangen sich zu röthen begannen. Dieser Blick des jungen Mannes ruhte, gleichsam erstaunt und überrascht, ein paar Secunden lang auf der jungen Wittwe und wandte sich dann fragend nach Palma, doch war dies hinreichend, um Clarissen's Verlegenheit noch zu erhöhen.

Graf Cäsar Mailly, Herzog von Capfrançais, sprach jetzt Palma, den jungen Mann vorstellend; — Frau von Savigny, meine Freundin, und hier Lord Wetherby, ein werther Freund unsres Hauses.

Capfrançais verbeugte sich mit Anmuth.

Welcher glückliche Stern führt Sie hierher, fragte Palma jetzt, sich an den Herzog wendend.

Die Sterne waren mir bei dieser Reise durchaus nicht hold, entgegnete Cäsar scherzend, denn wir hatten fortwährend mit Stürmen zu kämpfen.

Uebrigens mögen sich die Gestirne wohl auch nicht viel um einen farbigen Pflanzer kümmern. — Ich gestehe aber, daß ich sehr froh bin wieder in Paris zu sein.

Sie kamen früher, als dies Ihr Vorsatz war, sagte Palma.

Mein Vorsatz? O nein, Gräfin, entgegnete Cäsar; meinen Wünschen nach würde ich Paris nie verlassen haben; — wohl aber etwas früher, als ich dies voraussehen konnte.

Was treibt Ihr Kaiser? fragte jetzt Lord Wetherby, dessen Gesicht von Minute zu Minute länger und verdrießlicher wurde, und der vielleicht durch diese Frage den Fremden in Verlegenheit bringen wollte.

Er amüsirt sich damit Herzoge, Marquis und Grafen zu erschaffen, entgegnete lachend der junge Mann, und ich habe die Ehre, Ihnen in meiner bescheidenen Person das neueste, aus seinem Atelier hervorgegangene Exemplar vorzustellen, das Se. Majestät für gut befand zum Herzoge zu ernennen.

Cäsar sagte dies mit so viel Ironie und Laune, daß man wohl wahrnehmen konnte, wie wenig Werth er auf seinen neuen Titel legte.

Der Engländer ward durch diese anspruchslose Antwort etwas aus der Fassung gebracht, — doch

wollte er noch nicht das Feld räumen. — Ich höre, begann er auf's Neue, daß den Weißen, — er betonte dies Wort ganz besonders — der Grundbesitz in Hayti untersagt ist; diese Maßregel kann sehr böse Folgen haben.

Mein Herr, entgegnete Capfrançais heiter, wenn Sie mich wegen der Verordnungen unserer schwarzen Majestät zur Verantwortung ziehen wollen, werde ich das Rigorosum schlecht bestehen. — Uebrigens glaube ich kaum, daß die Weißen, — fuhr er, gleichfalls einigen Nachdruck auf dies Wort legend fort, — sich unter den jetzigen Umständen sehr danach sehnen dürften, sich in der Heimath des gelben Fiebers anzukaufen.

Aber die älteren Grundbesitzer, — beharrte der Lord, den die Geschicklichkeit, mit welcher Cäsar seinen Worten den Stachel raubte, immer verdrießlicher machte.

Diese wandern aus, entgegnete der Herzog, und wenn die Sache Sie so sehr interessirt, werde ich Ihnen ihre Namensliste zu verschaffen suchen. Was mich betrifft, so bedaure ich bei jeder Revolution die Ausgewanderten von ganzem Herzen; — auch hatte ich mit Weißen so viele und mir so liebe Verbindungen, daß Sie, trotz meiner Herzogswürde und

meiner jetzt etwas vernachlässigten Pflanzungen, auch in mir einen Auswanderungscandidaten vor sich sehen. —

Wirklich! sagte der Marquis, höchst unangenehm überrascht.

Ich halte dies nicht für recht, bemerkte Palma.

Und weshalb nicht? fragte Capfrançais wärmer werdend; — glauben Sie vielleicht, daß ich mein Vaterland nicht liebe? Daß ich mich mit heiterm Herzen von dem schönen, südlichen Himmel, von den herrlichen Meeren meiner Heimath trenne? — Nein, Gräfin! aber — was jetzt dort geschieht, erfüllt mich mit Beschämung; und wenn ich es vermeiden kann, mag ich nicht Theil nehmen an jener kaiserlichen Posse, mag kein Glied jenes nichtswürdigen Adels sein, der sich, eben so niedrig als lächerlich, mit jenen Fetzen von Glanz und Größe behängt, — die er seinen früheren Gebietern, nach Affenart, abgelauscht.

Frau von Savigny blickte mit lebhaft erregtem Interesse auf den Sprechenden und schien sich beinahe des Eindruckes zu schämen, den er so rasch auf sie hervorgebracht. — Mir scheint, bemerkte sie, — daß die Idee der Würden und Prärogative überall durch das Bewußtsein der Macht erweckt wor-

den sind; und deshalb glaube ich, daß bei genauer Prüfung jede Aristokratie mehr das Resultat der rohen Kraft, als geistiger Ueberlegenheit war. — Entstanden nicht auch in dem alten Rom, aus Räubern und Wegelagerern die größten Charaktere und jene stolze Aristokratie, die dem Volke so lange Zeit die Größe ihrer Macht fühlen ließ. — Selbst dort, wo der Adel aus reinerer Quelle entsprang, entschied gewöhnlich doch die Macht. Wer eine zahlreichere Familie, mehr bewaffnete Anhänger hatte, wer sich mehr zu erwerben oder anzueignen wußte, ward nach Verhältniß auch ein größerer Herr und führte Krieg gegen die Schwächeren, was eigentlich doch nur eine Idealisirung des Raubens ist.

Wenn ich so lange zu leben hoffen dürfte, wie die Berge und Ströme meines Heimathlandes, entgegnete Cäsar, — würde ich Trost aus Ihren Worten schöpfen und ruhig abwarten, bis aus dem rohen Stoffe der Adel des Charakters sich entwickelt; — — so aber, — fuhr er mit einem Seufzer fort, werden Sie es wohl verzeihlich finden, wenn ich das Fortschreiten dieses Reinigungsprozesses hier, in dem schönen Frankreich, abwarte.

Sie haben also die Absicht hier zu bleiben? — fragte der Marquis.

Cäsar warf einen Blick auf den Fragenden, und es lag in diesem Blicke so viel edle Erhabenheit, daß der Marquis, gleich allen Uebrigen, zu ahnen schien, wie seine geheimsten Gedanken von dem Farbigen errathen waren. —

Nicht in Paris, Herr Marquis, entgegnete Cäsar mit Beziehung, — doch in Frankreich. Ich stehe allein in der Welt und Sie können mir glauben, daß, wenn ich mich auch des Lebens zu freuen weiß, wenn Sie mich auch in den Strudel der großen Welt gezogen sahen, dies nicht ganz mit der Neigung meines Herzens übereinstimmt.

Wie bald doch die jungen Leute jetzt Misanthropen werden, bemerkte der Lord mit heiserem Lachen. — Wie, Herr Herzog? — Sie, den ich einen zweiten Chevalier St. Georges nennen hörte, Sie, der das Leben kaum begonnen, wollen schon zum Einsiedler werden?

Vielleicht in irgend einer idyllischen Einsamkeit, bemerkte spöttisch der Marquis.

Sie verlassen Ihr Vaterland der Menschen wegen, — sagte Palma, während es mir doch scheint, als müsse uns die Vaterlandsliebe auch an den Boden der Heimath fesseln.

Cäsar's Wangen erbleichten bei der Bemerkung

Lord Wetherby's; doch rasch gelang es ihm, die Regung von Heftigkeit, die ihn erfaßt hatte, niederzukämpfen, und er blickte den Engländer kalt und ruhig an. — Ich weiß nicht, — sprach er dann, — wer mich zuerst jenem Abenteurer verglich; — doch so viel weiß ich, Lord Wetherby, daß der Farbige, der vor Ihnen steht, sich nie dazu hergeben wird, die Genüsse der Bevölkerung von Paris durch die Productionen seiner gymnastischen Geschicklichkeiten zu erhöhen, obgleich der Name Abenteurer, der auch St. Georges beigelegt wurde, längst seinen Stachel verlor. — Vor alten Zeiten ging die Blüthe der Ritterschaft auf Abenteuer aus, und nun hat das neunzehnte Jahrhundert für Jene, die dem Vaterlande, oder einer erhabenen Idee Alles aufopferten, und die größten Beweise des Heldenmuthes gaben, keine andere Benennung als Abenteurer. — Ich kenne jetzt keine edlere und gewähltere Gesellschaft als die der sogenannten Abenteurer.

Sie mißverstehen mich, entschuldigte sich der Lord; — wenn man Sie mit St. Georges verglich, dachte man sicher nur an seine Gewandtheit, — der Abenteurer fiel Niemand ein.

Und weshalb nicht? fragte Cäsar bitter, — nachdem afrikanische Abkunft stets so bemerklich macht,

daß jeder Farbige, ob Herzog oder Kunstreiter, auch wider seinen Willen eine Rolle spielen muß. Besuche ich heute einen Ball, so werden sich die Augen der Menge, obgleich hundert Andere besser tanzen als ich, doch stets auf mich richten, weil meine Haut, die die Sonne der Antillen gefärbt, greller von der schneeigen Weiße meiner Tänzerin absticht. — Aufsehen zu erregen ist nun einmal das Privilegium der Farbigen, Lord Wetherby.

Dem Marquis behagte die Wendung, die das Gespräch genommen um so weniger, da Cäsar offenbar im Vortheile blieb.

Frau von Savigny wußte sich die Empfindung, die sie überkommen hatte, nicht zu erklären. Capfrançais erschien ihr wie ein Mensch, gegen den die Uebrigen sich verschworen haben, und sie konnte sich nicht ableugnen, daß er, wenigstens bis jetzt, sich mehr zu seinem Vortheile zeigte als die Andern.

Auch entging es ihrer Aufmerksamkeit nicht, daß er, der sich mit vollem Rechte Graf Mailly nennen konnte — dies dennoch niemals that, und keinesweges die gewöhnliche Schwäche der Farbigen theilte, sich europäischen Ursprungs zu rühmen.

Dies alles ließ der jungen Frau die Unzartheit noch auffallender erscheinen, mit welcher sowohl

der Marquis als Palma ihre Verwandtschaft mit Cäsar zu berühren stets vermieden, und sie bemerkte sehr wohl, daß in den Worten des Marquis und Lord Wetherby's oft Anspielungen lagen, deren Stachel der junge Farbige schmerzlich empfinden mußte.

Auch die Mäßigung, welche er bewiesen hatte, als nach Erwähnung des Chevalier St. Georges unverkennbarer Unwille sich seiner bemächtigte, berührte Clarissen höchst angenehm.

Doch würde es verlorene Mühe sein, wollten wir die Entwickelung von Clarissen's Ansichten zergliedern, denn sie war nichts weniger als stufenweiser Uebergang, — sondern das Werk eines Augenblickes, und dieser Augenblick erfaßte sie mit jener Leidenschaftlichkeit, die ihr eigenthümlich war.

Der Satan! murmelte Alfred, dann sprach er mit so viel Freundlichkeit, als seine trockenen Züge auszudrücken vermochten: desto besser, wenn Sie Ihre Revenüen hier verzehren, statt in den Antillen.

Ich kann Ihnen die Versicherung geben, entgegnete Cäsar heiter, — daß dies mein fester Vorsatz ist; und sollte ich jemals Nachkommen haben, so werden sie mir wenigstens nicht den Vorwurf machen können, daß ich mein Vermögen vergrößerte.

Wirklich! sagte der Marquis gedehnt, mit einem Seitenblick auf Palma.

Wie lange werden Sie hier verweilen? — fragte jetzt der Lord, der, nachdem er umsonst eine lächerliche Seite an dem Fremden aufzufinden sich bemüht, noch gravitätischer und langweiliger geworden war.

Ich bin jetzt zum drittenmale in Paris, erwiederte Cäsar, aber ein böser Stern waltet über meinem Hiersein; es scheint als sollte ich nur deshalb hierherkommen, damit die erste Nachricht, die ich nach meiner Abreise erhalte — — — doch vergeben Sie, theure Gräfin! — — — Ich wollte nur sagen: daß dies von den Umständen abhängt, und mein Aufenthalt in der Hauptstadt wahrscheinlich nur so lange währen wird, bis ich einen Ort finde, der meinem Geschmacke und meinen Gewohnheiten entspricht.

Also nicht sehr lange, sagte der Marquis, einen stechenden Blick auf seinen Neffen werfend.

Ich glaube nicht, entgegnete dieser kurz; und begann dann, mit mehr Takt als der Marquis bewiesen, ein Gespräch über gleichgültige Gegenstände.

Ich weiß nicht, sagte er, — ob Jedermann Paris mit denselben Empfindungen sieht, wie ich, Gräfin; — es ist etwas ganz Eigenes, wenn man

so weit vom Mittelpunkte der Civilisation entfernt wohnt; — man wird, so zu sagen, aus seinem Elemente gerissen, und muß ein ganz neues Leben beginnen.

Wie verstehen Sie das? fragte Palma.

Hier finden Herz und Seele tausend Genüsse, während bei uns der Tag durch Beschäftigungen in Anspruch genommen wird, die den Geist immer wieder auf den Gedanken des Besitzthums und Erwerbens zurückführen. Von dem Augenblicke an, wo ich im achtzehnten Jahre Grenoble verlies und in Port au Prince ankam, schien es mir, als ob die Vorsehung mir das Leben eines Packträgers bestimmt hätte. — Mein Vater war ein eifriger Landwirth — unter unserm glühenden Himmelsstriche bieten selbst die Jahreszeiten nur einen kaum wahrnehmbaren Unterschied dar. — In unserm Hause war Alles im reichen Ueberflusse vorhanden, was zur Nahrung der Sinne nöthig ist; — aber das beste Buch, — das Leben selbst, bot mir stets nur Formen.

Mir erscheint das höchst comfortable, — bemerkte Lord Wetherby, — und ich glaube, daß das menschliche Geschlecht seine Entwickelungsperiode beendet hat, wenn einmal Jedermann alles das ruhig im eignen Hause findet, was er jetzt in allen fünf Welttheilen suchen muß.

Ihr Geschmack ist dem meinen ganz entgegengesetzt, — sagte die Gräfin. — Ich finde Paris, — dies Eldorado geselliger Freuden, gewöhnlich schon nach den ersten zwei Wochen von Herzen langweilig.

Desto weniger langweilig findet Sie Paris, entgegnete Cäsar verbindlich, — und das verdient schon eine kleine Selbstaufopferung. — Nach diesen Worten wandte er sich zu Frau von Savigny: — Wissen Sie wohl, woran wir in Hayti den größten Mangel leiden? — Doch ich will Sie nicht durch Rathen ermüden, fuhr er heiter fort; — wir haben keine Frauen.

Ah! — sagte die Gräfin, — das überrascht mich.

Sind sie denn sammt und sonders ausgewandert? fragte der Engländer, die Augen erstaunt aufreißend.

O nein, — entgegnete Capfrançais, wenigstens in geringerer Zahl als Sie ahnen; denn seit ich denken kann gab es dort, außer meiner Mutter, keine.

Der Marquis konnte der Lust nicht widerstehen, ihm hierauf etwas Beißendes zu erwiedern, und sagte, anscheinend ohne alle Beziehung: — ich habe doch immer gehört, daß die Pflanzer, und unter diesen namentlich die Weißen, mit jenem Theile der Bevölkerung besonders ganz zufrieden waren.

Wie man es nimmt, entgegnete Capfrançais;

Weiber haben wir genug, auch die Bevölkerung Hayti's besteht aus zwei Geschlechtern; — ich meine aber Frauen im schöneren Sinne des Wortes.

Sie sprechen also den farbigen Frauen weiblichen Reiz und weibliche Tugend ganz und gar ab, — sagte der Marquis, — das ist sonderbar. —

Besonders von einem Farbigen, dessen Großmutter eine Negerin war, — ergänzte Cäsar, und sein Auge flammte drohend auf; — doch sich bezwingend, wandte er sich zu den Damen und sprach: — Unsere Frauen sind ganz anderer Art als hier; — nur bei äußerst wenigen findet man Herz und Gemüth; sie sind gewohnt die Liebe als eine süße, doch kurze Trunkenheit zu betrachten, und deshalb trägt sie auch, wenn sie im Herzen des Mannes für eine dieser wankelmüthigen Schönheiten erwacht, beinahe mehr den Charakter der Eifersucht, als der Liebe.

In gewissen Grenzen verleiht ihr dies nur um ein Interesse mehr, bemerkte Frau von Savigny. Und sollten Sie die Eifersucht nicht kennen?

Ich glaube wohl, daß ich sie kennen würde, denn es fließt ja afrikanisches Blut in meinen Adern; doch so lange wir nicht lieben oder liebten, bietet sich uns weder Grund noch Gelegenheit zur Eifersucht.

Wahrlich, sagte der Marquis, aufstehend und seinen Hut nehmend, um sich zu entfernen, — Sie zeigen sich den Damen im interessantesten Lichte: als noch unberührtes Herz; — — Ich meinestheils halte es gewöhnlich lieber mit dem Verstande, als mit dem Herzen, und finde, daß es weit zweckmäßiger gewesen wäre, wenn die Vorsehung uns, statt dieses unbequemen Meubles, noch eine Hand oder einen Fuß verliehen hätte.

Ah, sagte der Engländer, — ich kenne das; — bei diesem jungen Herrn tritt jede Liebe als die erste auf; — doch unsere Pariser Damen sind schon mit dieser List vertraut. Man sieht, daß Sie weit herkommen, Herzog.

Gräfin Palma und ihre schöne Freundin werden wahrscheinlich verstehen, von welcher Liebe ich sprach, Lord Wetherby; und ich glaube schwerlich, daß sie Ihrer Theorie, wie solch eine Liebe sich oft im Leben wiederholt, beipflichten. — Auch kann man wahre Liebe nur für Frauen empfinden, wie sie in meinem Vaterlande nicht zu finden sind. — Doch bisher empfand nur meine Seele den Mangel, mein Herz schlug ruhig bei dieser Entbehrung, und ich wünsche nicht, daß es einst rascher klopfen möge —

Wirklich? sagte der Engländer, und weshalb? —

Es scheint, als wollten Sie alle Gefühle des Herzogs auf die Wagschale legen, bemerkte Clarisse; und doch sind dies Geheimnisse, die wir nicht gern enthüllen.

Ausgenommen einer Einzigen, ergänzte Cäsar.

Clarisse glaubte zu fühlen, wie das Auge des jungen Mannes bei diesen Worten einen Moment auf ihr ruhte. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob dies Wahrheit oder Täuschung war, dennoch erröthete sie und zürnte sich selbst über dies Erröthen.

Ich bin erfreut, theure Gräfin, — fuhr Cäsar nach einer Pause fort, daß ich die Stunde unseres Wiedersehens so gut gewählt; — bei diesen Worten warf er einen Rundblick auf die Anwesenden, wie um ein angenehmes Zusammentreffen zu bezeichnen. — Aber jetzt nehme ich Abschied von Ihnen, und behalte mir für unser nächstes Zusammentreffen vor, — setzte er heiter hinzu, — Ihnen, meine Herren, auf Ihre Einwürfe und Bemerkungen mit diplomatischer Vorsicht zu antworten.

Hiermit grüßte Cäsar freundlich und entfernte sich.

Auch Alfred verließ seine Nichte, nur der liebenswürdige Lord Wetherby konnte sich erst dann zum Aufbruche entschließen, als Clarisse ihm zum sechstenmale bemerklich machte, daß ihre Freundin ausfahren wolle.

---

# X.

Wir verließen Alphons, als Tegnier, sich entfernend, ihn tausend Ahnungen und Vermuthungen Preis gab.

Welch ein Mensch ist dies, der ungeachtet seiner blauen Blouse solch eine Macht über mich ausübt? — Woher weiß er alles, was in der Familie Mailly geschieht? — Und wenn dieser einfache Anzug nicht sein gewöhnlicher ist — was bewog ihn zu dieser Verkleidung? —

Welch unbegreifliche Theilnahme drängt ihn Cäsar Mailly's Unschuld zu beweisen, und weshalb will er auch mich in diese Sache verwickeln? — Dies waren lauter Räthsel, die der Jüngling sich nicht zu lösen wußte.

Die Wohlthaten der Familie Mailly, die ihm durch Tegnier aufgedeckt worden waren, — verletzten ihn schmerzlicher als je. — Der einfachste Weg sich

diesen fortwährenden Einmischungen zu entziehen würde der gewesen sein, Paris zu verlassen. — Aber Paris war ihm seit ein paar Tagen sehr lieb geworden; — er wagte sich nicht zu gestehn wodurch — oder wußte es vielleicht selbst noch nicht. — Ein geheimnißvoller Zauber begann ihn zu umstricken — den zu erklären uns vielleicht bald gelingen wird.

Ich nehme fortan nichts mehr von diesen Menschen an, sprach er entschlossen; — meinen Unterhalt kann ich mir selbst erwerben. — Ich mußte jenem sonderbaren Manne mein Wort geben, nichts an meiner jetzigen Lage zu ändern, bis er zurückkehrt; — — nun wohl, es sei! — Ich werde fleißig malen; — das Drittel dessen, was mir dafür bezahlt wird, sind meine Bilder auf jeden Fall werth; dies wenigstens ist mein Verdienst; — das Uebrige rechnen wir ab. — Ich will's versuchen die Launen des Geschickes zu bekämpfen, das mich gleichsam zwingen will meinen Charakter, wie meine Grundsätze zu verleugnen, — und mich dahin zu bringen sucht, meine Unabhängigkeit aufzuopfern!

Was wäre denn die Tugend, wenn aus einem Verhältnisse, wie das meiner Mutter war, nur Rosen auf meinem Pfade erblühen sollten.

Alphons schritt eine Weile in tiefes Nachdenken

versunken im Zimmer auf und ab. — Auf welchem Systeme mag wohl diese Gesellschaft beruhen, dachte er, deren einzelne Glieder, ohne ihr Verschulden, sich troß dem besten Willen und unermüdlichem Fleiße kaum durch's Leben zu kämpfen vermögen, — und der Erde gleichsam nur durch List ihren Unterhalt entwenden können, — während andern der Zufall tausendmal so viel zuwirft, als sie bedürfen.

Nein! rief er endlich aus; — du goldne Frucht der Seelenstärke, edle Selbstständigkeit, für nichts auf Erden will ich dich vertauschen! —

Alphons war gewohnt, wenn etwas seine Seele drückte, in's Freie zu gehn. — Von Gottes reiner Luft umweht, durch rasche Bewegung zerstreut und ermüdet, gewann sein Geist gewöhnlich bald die Spannkraft, sein Herz die Ruhe wieder.

Er griff auch jetzt zu diesem Mittel.

---

Einige Zeit nachher, an eben jenem Tage, an welchem Ronceval's ereignißvoller Morgenbesuch bei Palma stattfand, saß Alphons fleißig malend an seiner Staffelei. Da ertönte die Klingel. Sollte dies wohl Tegnier sein? dachte der Jüngling — wir wollen sehen. Hiermit öffnete er die Thüre, durch

die unser eiliger Freund, der Chevalier von Ronceval eintrat. —

Guten Tag, Herr Maninier, begann er heiter; — wie, Sie kennen mich wohl nicht mehr?

Doch, mein Herr, entgegnete Alphons etwas betroffen; — ich kenne Sie wohl — aber im ersten Augenblicke — — —

Natürlich, — fiel ihm Ronceval in's Wort, — es ist schon lange her, seitdem wir uns sahen, — ich möchte Sie gern ein Bischen rathen lassen, — doch das ist langweilig; — mit einem Worte: ich bin Louis Ronceval, dessen Sie sich wohl noch erinnern.

Sein Sie mir herzlich willkommen, sprach Alphons höflich; Vergebung! — Sie haben sich doch kaum verändert.

Wenn ich eine schöne Frau wäre, würden Sie meine Züge wohl nicht so bald vergessen haben, scherzte Ronceval; doch muß ich gestehn, daß auch ich Sie kaum erkannt hätte; es däucht mir, daß Sie jetzt um einen Kopf größer sind als —

Das wäre doch ein Bischen zu viel, bemerkte Alphons lachend, dem es jetzt einfiel, daß er einen Menschen vor sich hatte, mit dem man nicht gut ernsthaft sprechen kann, obgleich er nicht begreifen konnte, was ihn zu ihm führte.

Setzen wir uns, — sagte Alphons; — darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten? — — zwar sind sie nicht von den feinsten — —

Ja setzen wir uns, wiederholte Ronceval, — sich im Zimmer umsehend, und versuchen wir Ihre Cigarren.

Hiermit nahmen die beiden jungen Männer auf dem Sopha Platz, und Alphons harrte, mit nicht geringer Neugierde, der Erklärung dieses Besuches.

Sie wohnen hier recht hübsch, sagte Ronceval, — und sind, wie ich sehe, sehr beschäftigt. Was malen Sie?

Was sich gerade darbietet, Herr von Ronceval; der Maler kann nur dann sein Sujet wählen, wenn er für die Welt, und nicht für Einzelne malt. — Doch darf ich fragen, was mir diesen angenehmen Besuch verschafft?

Welche Frage! Glauben Sie denn, daß man Sie nur besuchen kann, wenn man mit Ihnen zu thun hat? — Die Sache ist einfach die: ich las Ihren Namen in der Reihe der Angekommenen, lieber Freund; und so kam mir die Lust Sie aufzusuchen. — Ah! es haben große Veränderungen stattgefunden, seitdem wir uns gesehen.

Das ist wahr, entgegnete Alphons. — Wo da-

mals ein König herrschte, fand ich jetzt eine Republik mit einem Mann an der Spitze, der gern König, oder auch mehr sein möchte.

Ronceval lachte; — das gehört wahrlich unter die größten Veränderungen, — — doch giebt es davon auch andre. Unser alter Freund, der Marquis von Mailly ist nicht mehr, — und dann herrscht jetzt hier ein ganz anderer Geist, dessen Rückwirkungen wir, — die alte historische Aristokratie des Landes, am meisten empfinden.

Die Titel haben aufgehört, — demungeachtet aber haben sie sie doch beibehalten — — und im Ganzen mag sich hier doch noch leben lassen, besonders was die jüngere Generation betrifft, die ja doch den alten Ueberlieferungen schon längst entwachsen war. — Wie leben Sie jetzt, Herr von Ronceval? — Ihrem Aussehen nach zu urtheilen, besitzen Sie immer noch Ihre alte gute Laune.

O ja; — die alte gute Laune und das alte Glück! — — Aber Sie, Herr Maninier, — haben Sie sich ganz der Malerkunst geweiht? — Ich glaubte Sie hätten für immer den Handelsstand erwählt und wären auf dem Wege ein Millionär zu werden.

So weit reichen meine Ansprüche nicht, Herr

Chevalier, — und, die Wahrheit zu gestehn, habe ich eigentlich noch gar keinen festen Lebensplan.

Ich sollte meinen, daß es Ihnen nicht so schwer werden dürfte, eine gute Stellung zu gewinnen. Der Marquis von Mailly bemerkte oft, daß an Ihnen ein Diplomat verloren sei? — Ließe sich denn in diesem Fache nichts finden?

O mein Herr, — wir leben trotz dem Schein von Ruhe inmitten einer Revolution, und gerade zu solchen Zeiten jagt Alles nach Aemtern; — das wäre mein letzter Gedanke.

Doch wenn sich Ihnen zufällig etwas dergleichen von selbst darböte —

Von selbst? — fiel Alphons ihm in's Wort; — ich kann Sie versichern, daß ich nicht zu den Glückskindern gehöre, die der Zufall mit seinen Gab en überschüttet.

Allein setzen wir den Fall, daß das von Ihnen so stiefmütterlich geschilderte Glück, Ihnen ausnahmsweise eine Stelle bei irgend einer Gesandtschaft, einem Consulate, oder ein andres ansehnliches Amt böte?

Das würde zu den Wundern gehören, und ich beschäftige mich nicht gern mit dergleichen Unwahrscheinlichkeiten.

Sie thun Unrecht — Herr Maninier! — Das Glück ist eine Dame und erwartet deshalb einige Huldigungen, — und da es auf einem Rade steht, wendet es sich leicht dem zu, der zuerst kömmt.

Sie haben recht; es ist nicht schön von mir, daß ich so unhöflich gegen diese holde Dame bin; — doch was wollen Sie — Jedermann hat seine Fehler. — Aber ich besinne mich — fuhr er ablenkend fort, daß Sie ein großer Freund von Pferden sind; — haben Sie deren jetzt mehrere schöne?

Herrliche! Herr Maninier! — — Doch verzeihen Sie, wenn ich auf das früher Gesagte zurückkomme; — es fällt mir eben ein, daß — wenn Sie vielleicht Lust hätten, — sich gerade jetzt eine sehr annehmbare Stelle darbietet.

Alphons wurde aufmerksam; — wenn auch dieser Mensch, dachte er, — sich zu meinem Protektor aufwerfen wollte! — — Doch laßt uns hören. — Dann entgegnete er:

Eine Stelle, Herr von Ronceval? Und welcher Art wäre sie wohl?

Die Stelle eines Consuls in Algier, mit schöner Besoldung und einem Wirkungskreise, der dem Thatendurste eines jungen, lebhaften Mannes vollkommen entspricht.

Wie? Sie meinen also, ich solle mich um ein Amt bewerben, — ich, den Niemand kennt; und nun gar um solch eine Stelle, — auf welche hundert Andere mehr Ansprüche machen können als ich.

Es ist hier allein davon die Rede — sagte Ronceval, der seine Sache für gewonnen hielt, — ob Sie wollen oder nicht. — Im erstern Falle wage ich es beinahe Sie eines glücklichen Erfolges zu versichern.

Alphons faltete die Stirn, — entgegnete aber in ruhigem Tone: Ich kann Ihnen nur Glück wünschen, Herr von Ronceval, wenn Sie durch Ihren Einfluß über ähnliche Stellen verfügen können. Sie mögen überzeugt sein, daß Sie tausend Menschen finden, die mit beiden Händen darnach greifen.

Und Sie?

Ich! — Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Chevalier, — ohne Rückhalt, wie es Männern ziemt. — Suchten Sie mich jetzt, zum erstenmale im Leben, auf, um mir diese Stelle anzutragen, oder hatten sie keinen anderen Zweck als eine alte Bekanntschaft zu erneuern? — Ich bin fest überzeugt, daß der Chevalier von Ronceval mir nur die Wahrheit sagen wird.

Ronceval schwankte augenscheinlich.

Aufrichtig, mein Herr! — Sie zaudern — wer sandte Sie zu mir? — —

Mein Herr, — entgegnete Ronceval, unruhig hin und her rückend, — wir kommen immer weiter von unserer Frage ab. — Ich versichre Sie, daß ich Wahrheit sprach, — und wenn Sie wollen — sind Sie in ein paar Tagen Consul.

Alphons sah plötzlich klar in dieser Sache. — Er erinnerte sich alles dessen, was Tegnier ihm gesagt, und das Blut begann rascher durch seine Adern zu strömen. — Der Gedanke, daß man unzart genug gewesen, jenen Narren — diesen Titel gab er dem armen Ronceval, — in seine Verhältnisse einzuweihen, — regte ihn noch heftiger auf.

Herr von Ronceval, — sprach er aufstehend, während seine Züge den Ausdruck der Strenge annahmen: Ich ahne, daß Ihr Besuch nicht ohne Zweck war. Sie geben mir ausweichende Antworten, — verzeihen Sie daher, wenn ich gezwungen bin mich offen auszusprechen. — Sagen Sie Jenen, die sich seit einiger Zeit verschworen zu haben scheinen, mich durch Einmischung in meine Angelegenheiten zur Verzweiflung zu bringen, — daß ich mir alle weitern Schritte sehr ernstlich verbitte. Sie aber, Herr Chevalier, — werden jedenfalls wohlthun, wenn

Sie ferner keine ähnlichen Aufträge übernehmen, besonders von Menschen, deren sogenannte Wohlthaten ich sehr geneigt wäre Unverschämtheit zu nennen.

Mein Herr!

Sie haben meine Antwort vernommen, entgegnete Alphons.

Verständigen wir uns, Herr Maninier!

Wenn sie mich noch nicht verstanden haben, muß ich die Langsamkeit Ihrer Fassungskraft bedauern.

Mein Herr!

Mit einem Worte, — fuhr Alphons fort, — Sie sehen, Herr von Ronceval, daß ich weder dem Zufalle, noch Jenen, die sich hinter ihm verstecken, etwas zu danken haben will. Ich bedaure, daß man eben Sie mit diesem Auftrage belästigte, — und was Sie sonst immer von mir wünschen sollten, — verfügen Sie über mich.

Ronceval war, — wie wir uns dies denken können, — in der peinlichsten Verlegenheit. Bei all seinem Leichtsinne und seiner Oberflächlichkeit war er doch nicht gewohnt, in so rauhem Tone mit sich sprechen zu lassen. Sein Blut gerieth in Wallung und dennoch sah er ein, daß man ihn nicht hieher gesendet habe, um Proben seines Muthes ab-

zulegen, sondern um Palma's Zwecke zu fördern, und mußte sich nebenbei eingestehn, daß die ihm so sehr empfohlene Vorsicht nichts gefruchtet hatte.

Hier war es also durchaus nicht leicht die passendste Handlungsweise zu treffen. Aber oft leitet uns der Instinkt sicherer, als Verstand und bedächtiges Erwägen; und solch ein Instinkt trieb Roncevál vor Allem dazu an: vor der Gräfin, seinen Auftrag betreffend, mit Ehren bestehn zu können, und nichts ist wohl natürlicher, als daß er diesem Triebe folgte.

Ich sehe leider, Herr Maninier, sprach er, sich zu einem Lächeln zwingend, — daß ich sehr wenig Beruf zur Politik habe, und muß gestehn, wie ich bei diesem ersten Debüt das glänzendste Fiasco machte, das man sich wünschen kann. — Deshalb will ich offen mit Ihnen reden, wenn Sie mir versprechen wollen, meine Aufrichtigkeit nicht zu mißbrauchen, und mich nicht zu verrathen.

Alphons hatte zwar die größte Lust die ganze Sache fallen zu lassen; doch nach allem, was er von Tegnier erfahren, empfand er den unwiderstehlichen Wunsch, endlich die Quelle dieser aufgedrungenen Großmuth kennen zu lernen, um sie dann für immer zu verschließen.

Deshalb sprach er, sich Gewalt anthuend und seine Stimme möglichst sänftigend, zwar nicht ohne Aufregung, aber höflich:

Es wird mich freuen, Herr von Ronceval, wenn Sie aufrichtig sind, und ich endlich darüber in's Reine komme, was alle jene eben so langweiligen als beleidigenden Machinationen zu bedeuten haben, deren Zweck zu sein scheint, das Schicksal eines Menschen zu lenken, der nichts inniger wünscht, als sich selbst überlassen zu bleiben.

Die Sache ist die, sagte Ronceval nicht ohne einige Verlegenheit — Sie haben die Theilnahme der Gräfin Mailly erregt; — wodurch, weiß ich Ihnen nicht zu sagen. — — Ich verrathe Ihnen dies, obgleich ich dadurch ein Verbrechen an der liebenswürdigen Gräfin begehe, die mir, besonders was dies betrifft, das strengste Schweigen auferlegte.

Bei diesen Worten ergoß ein tiefes Roth sich über Maninier's Antlitz und seine Befangenheit war augenscheinlich.

Mir däucht, — fuhr Ronceval fort, daß es das eifrigste Bestreben den Gräfin ist, Ihnen eben dazu den Weg zu bahnen, was Sie, wenn ich Ihre Denkungsweise richtig auffaßte, selbst am meisten wünschen, — nämlich: sich durch eigne Kraft ein Loos zu gründen und von Niemand abhängig zu sein.

Das bin ich auch jetzt nicht, bemerkte Alphons kalt und ernst.

So scheint es jedoch der edlen Frau nicht, deren warme Theilnahme, — wie ich glaube, — Leute Ihres und meines Alters unmöglich beleidigend nennen können, besonders da ja eben die verdeckten Wege, die sie wählt, deutlich beweisen, wie sehr sie danach strebt, jeden Anschein der Einmischung und Protection zu vermeiden.

Wie, mein Herr? — rief Alphons; — doch es mag sein, daß Ihnen alles Vorausgegangne unbekannt ist, daß Sie nicht wissen, wie vieler Menschen Mitwirkung das bisher Aufgedrungne schon bedingte, — daß jene geheimnißvolle Großmuth oder Theilnahme, wie Sie es nennen, schon beinahe zum Stadtgespräch geworden.

Dies ist unmöglich, mein Herr, entgegnete Ronceval, — der nach und nach seine Fassung wieder gewonnen hatte. Erlauben Sie mir, Ihnen offen zu sagen, daß wie empfindlich auch Ihr Zartgefühl sein mag, doch die Vorliebe, oder wenn Sie selbst der Sache einen andern Namen geben wollen, die Protection einer Frau wie die liebenswürdige Gräfin Mailly, Jedermann zur Ehre gereicht, und keinesfalls die Lacher, wohl aber die Neider gegen Sie auf-

regen könnte, — und von all' unsern Feinden ist es dies Völkchen, das wir am leichtesten ertragen. — Auch leugne ich gar nicht, daß ich selbst zu der Zahl Ihrer Neider gehöre und herzlich froh wäre, wenn ich der Gegenstand so viel geheimer Vorsorge sein könnte.

Wenn Sie dies würden, entgegnete Alphons, dem diese eigenthümliche Art die Sache aufzufassen ein unwillkürliches Lächeln entlockte, sollte es Niemand mehr erfreuen als mich, der ich augenblicklich bereit bin mit Ihnen die Rollen zu tauschen.

Ah! rief Ronceval, Sie kennen also die Gräfin Mailly nicht, — — was können Sie an dieser herrlichen, liebenswürdigen Frau auszusetzen haben?

Ich kenne sie, erwiederte Alphons, nicht ohne Aufregung und habe nicht das Geringste an ihr auszusetzen; — doch aber, weil sie meine ganze Achtung besitzt, thut es mir doppelt weh, von ihr zu jenen Schwächlingen gezählt zu werden, die stets der Leitung Anderer bedürfen, und nicht frei und kräftig für sich selbst handeln können.

Welche Uebertreibung! — Nehmen wir nur den gegenwärtigen Fall. — Die Gräfin erfährt durch mich, daß die Stelle eines Generalconsuls in Algier offen steht, — ja sogar, daß man sie, faute de mieux, mir selbst angetragen.

Ihnen?

Ja, mein Herr, mir; ob im Ernst oder Scherz, weiß ich wahrlich nicht, obgleich wohl Jedermann einsehen kann, daß ich bei meiner Unabhängigkeit mich unter kein Joch beugen würde, — und wäre es auch ein goldnes.

Alphons seufzte.

Wie wir sehen, blieb Ronceval, ungeachtet der gelobten Aufrichtigkeit, nicht ganz auf dem Pfade der Wahrheit. — Die Gräfin sah dies ein, fuhr er fort, — und da dachte sie an Sie. — Was finden Sie hierin Beleidigendes?

Sie werden mich nicht für unbesonnen genug halten, Herr von Ronceval, — entgegnete Alphons ruhig, um nicht einzusehen, daß die Stelle, welche die Gräfin Mailly mir durch Sie antragen läßt, ein Glück für mich wäre, — und unter andern Umständen würde ich keinen Augenblick zögern sie anzunehmen. — Aber ich will bloßer Protection und der Verantwortlichkeit Anderer durchaus nichts zu verdanken haben, und deshalb — kann ich Ihr Anerbieten auf keinen Fall annehmen.

Wissen Sie aber auch, Herr Maninier, daß Sie mich, der Sie wissentlich nie beleidigt, jetzt in die allerunangenehmste Lage versetzen? — Sie wünschen

sich eine Stellung, in welcher Sie Ihre Unabhängigkeit zu begründen vermögen; — einer wunderschönen Frau fällt es ein, daß sich hierzu Gelegenheit bietet, und statt dieselbe dankbar zu ergreifen, strafen Sie durch ein Zartgefühl, welches ich wenigstens übertrieben nenne, mich, — eine liebenswürdige Frau, und sich selbst.

Sie wollen mich nicht verstehn, sagte Alphons verdrießlich, — und werden es folglich auch nicht thun; deshalb ist es das Beste, wenn wir die ganze Sache hier abbrechen.

Das mag für Sie sehr bequem sein, mein Herr! Aber was soll ich der Gräfin sagen, die mir meine Ungeschicklichkeit nie verzeihen wird. Sie scheinen nicht zu wissen, was es heißt, wenn eine Frau einer Lieblingsidee entsagen muß.

Ich bedaure, — Herr Chevalier, aber Sie müssen einsehen, daß dies nicht meine Schuld ist, und daß es uns sehr weit führen würde, wenn wir die Verantwortlichkeit für die Verwirklichung jeder solchen Lieblingsidee auf uns nehmen müßten.

Und wenn ich noch all' die schönen Dinge auftischen wollte, die Sie mir für die Gräfin aufgetragen haben! — Nein, da danke ich schönstens. — Wissen Sie wohl, was Sie aus Freundschaft für mich thun könnten?

Für Sie, mein Herr?

Für mich oder für die Gräfin. Nehmen Sie mein Anerbieten an, und später können Sie ja immer Ihre Stellung wieder aufgeben; — so stehe ich wenigstens nicht als Schuldiger vor ihr und bin vor ihrem Zorne geschützt.

Alphons mußte trotz seiner Aufregung über diesen originellen Vorschlag lachen.

Wahrhaftig, sagte er dann, Sie richten große Forderungen an Jene, die Sie Ihre Freunde nennen. — Wie, mein Herr! Nachdem ich weiß, daß ich diese Protection und noch manches Andre, was man Ihnen vielleicht nicht mittheilte, einer Frau zu danken habe, der diese Fürsorge doch endlich Geld kostet, was sie für mich zum Almosen macht, das man mir hinwirft, der ich es nicht nur nicht bedarf, sondern den es tief und schmerzlich verletzt, — verlangen Sie, daß ich durch scheinbares Annehmen dieser Stelle eine lächerliche Comödie spiele?

Geld kostet! rief Ronceval aus; — welcher Gedanke! — Wie sollte ihr das Geld kosten. Gerade im Gegentheile würden Ihnen die Reise nach Algier Kosten verursachen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, entgegnete Alphons bitter, würde ich zu allem unglaublich billig

kommen; — ich habe besonderes Glück in derlei Sachen. — Mit einem Worte, Herr von Ronceval, ich ehre Ihre Aufrichtigkeit und will Ihnen dies dadurch beweisen, daß ich der Gräfin einige Zeilen schreibe, die Sie durchaus entschuldigen.

Nein, nein! sagte Ronceval, — das geht auf keinen Fall. Sie kennen die Gräfin nicht.

Wie es Ihnen beliebt.

Das ist für mich höchst unangenehm, Herr Maninier. Ließe sich denn nicht ein Mittelweg finden. Denken wir ein wenig darüber nach.

Glauben Sie mir, daß dies nicht geschehen kann; — Sie sehen übrigens, daß ich Sie gern auf jede Weise schonen möchte, — doch Alles hat seine Gränzen, und ich traue Ihnen zu, daß Sie nach diesem einen mißlungenen Versuche mich mit jeder ähnlichen Quälerei verschonen werden.

Ronceval stand auf. — Zum Teufel — rief er ärgerlich, jetzt sitze ich ganz und gar auf dem Trocknen. — Ich bin recht böse auf Sie; — und überdies ahnen Sie gar nicht, wie hoch mich Ihre verneinende Antwort zu stehen kommt.

Maninier's Züge wurden bei diesen Worten streng und finster, doch seine Aufregung niederkämpfend sprach er kalt: — Das mag sein, Herr Chevalier, doch mein Entschluß ist unerschütterlich.

Gut, gut! sagte Ronceval mit lächerlichem Aerger, ich that das Meine, — sorgen Sie nun für das Weitere.

Alphons schwieg und begleitete Ronceval bis zur Thüre. Als dieser sich endlich entfernt hatte, sah er auf die Uhr.

Jetzt hinaus in's Freie— rief er aus, — dort athme ich leichter. Bewegung — Ermüdung ist das beste Mittel, um mein Tegnier gegebenes Versprechen halten zu können.

---

# XI.

Während die Personen unserer Geschichte ihre verschiedenen Pläne und Absichten verfolgen, wird es für unsre Leser vielleicht nicht ohne Interesse sein, jenen Fechtsaal zu betreten, der für die junge Gräfin Mailly so viel Anziehungskraft besaß.

Wir berührten schon, in wiefern dieser Fechtsaal mit den Plänen der schönen Frau in Verbindung stand, und wie wichtig dies Lokal der Vorstadt, obgleich sich niemals einer der tonangebenden jungen Herren der Hauptstadt dahin verirrte, für sie war.

Eines Morgens, ungefähr um die eilfte Stunde, war dort schon alles für die Fechtenden in schönster Ordnung vorbereitet.

Monsieur Bombaçon, der Fechtmeister, hatte schon seine gewöhnlichen Kleider mit dem Fechtanzuge vertauscht, und war mit ein paar Habitué's

der Anstalt in einem dem Anschein nach sehr lebhaften Gespräche begriffen.

Bombaçon war ungefähr acht und dreißig bis vierzig Jahre alt, und wer ihm auf der Straße begegnet, würde ihn sicher eher für alles andere als für einen Fechtmeister gehalten haben, der noch dazu unter den jungen Leuten seines Stadtviertels einer Art von Berühmtheit genoß.

Wir können sein Aussehen nicht besser als mit dem Ausdrucke viereckig bezeichnen, dem es in jeder Hinsicht entsprach.

Schon sein Gesicht bildete ein regelmäßiges Viereck, denn das kurzverschnittne Haar beschrieb über der hohen, eingedrückten Stirn eine ganz gerade Linie, wozu das breite Kinn mit dem eigenthümlich geschnittnen Barte ein passendes Gegenstück bildete. Selbst die Nase mit dem flachen Rücken und den platten Nasenflügeln war ein Viereck, und sein vierschrötiger Wuchs brachte die Symetrie dieser geometrischen Figur durchaus nicht in Unordnung.

Uebrigens fiel Herr Bombaçon nicht nur durch das Ungewöhnliche seines Aeußern auf, sondern auch sein ganzes Wesen war eben so unglaublich als unvergeßlich.

Nie war eine Gesichtsfarbe gleichförmiger, als die seine, denn von der Stirne bis zum Kinn zeigte sie ein so gleichfarbiges Roth, daß selbst die Lippen nicht davon abstachen, die ein langer und dichter Schnurrbart halb verdeckte.

Ungeachtet seines schwerfälligen Körperbaues besaß er doch so viel Biegsamkeit, und verband diese mit so viel affectirter Grazie, daß, wer dies alles nicht gewohnt war, von einer Ueberraschung zur andern ging, und jeden Augenblick befürchten mußte, daß der Fechtmeister in Folge irgend einer kühnen Biegung sich überschlägt, oder wenigstens bedeutend aus dem Gleichgewicht gebracht wird.

Diesem Menschen gegenüber sehen wir, wie gesagt, zwei tägliche Besucher des Fechtsaales, von denen wir voraussetzen, daß sie zu den Erwählten Monsieur Bombaçon's gehören, da er sich gegen sie in Liebenswürdigkeit und Höflichkeit selbst übertraf.

Einer dieser Herren war beinahe noch dicker, obgleich ein bischen kürzer als Herr Bombaçon, und schien heute schon einen Assaut überstanden zu haben, da er, im vollen Sinne des Wortes, von Schweiß troff, und während sein dichtes braunes Haupthaar an einen so eben den Wellen entstiegenen Triton

erinnerte, schien sein leichtes Wämschen gerade aus irgend einem Waschtroge zu kommen.

Dieser Herr, dessen heitres, unternehmendes Aussehn wir nicht unerwähnt lassen können, hielt die Drahtmaske und einen der wattirten Handschuhe in der linken Hand, während er mit der rechten das Fleuret auf den Boden stemmte und es hin und her bog.

Der Andere der beiden Herren war weder groß noch klein, weder dick noch mager, und der einzige auffallende Punkt an dem ganzen Menschen war seine überaus spitzige Nase und die beiden erbsengroßen braunen Warzen, die diesen hervorstechenden Theil seines Gesichtes zierten.

Er schien etwas ermüdet, holte von Zeit zu Zeit tief Athem, und rieb sich den rechten Arm, als ob er dort einen heftigen Schlag oder Stoß erhalten hätte. — Beide jedoch hatten das dreißigste Jahr überschritten.

Monsieur Bourgeois, sprach Bombaçon, während ein breites Lächeln sich über sein Gesicht legte, — er versetzte ihm, wie gesagt, dreimal nach einander so tüchtige Stöße, daß er sogleich genöthigt war auszuruhen.

Der dicke Herr, der kein anderer als Monsieur

Bourgeois war, warf die Lippen auf. — Solch eine Lektion schadet ganz und gar nichts, — sprach er selbstzufrieden. — Diese Menschen verirren sich nur manchmal aus den eleganten Fechtsälen hieher, um ihren Scherz mit uns zu treiben. Es ist ein eignes Unglück, daß ich noch nie gegenwärtig war, wenn solch' ein Vogel gebührende Schläge erhielt. — Seit wann lernt Herr Maninier fechten?

Oh, — entgegnete Bombaçon, sich hin und her wiegend und mit seinem Fleuret einige Streiche in die Luft führend, — ich kenne Herrn Maninier schon lange; vor zwei, drei Jahren besuchte er mein Institut täglich und war schon damals einer meiner Lieblingsschüler.

Und Meunier, dieser geschickte Junge, wird er heute kommen? fragte der mit der spitzen Nase, — seinen Arm noch eifriger reibend und das Gesicht auf merkwürdige Weise verziehend.

Ich glaube wohl, — erwiederte Bombaçon, ein Entrechat schlagend und der Luft wieder einen Stoß versetzend. — Es ist ein gewandtes Bürschchen, das muß man gestehn, und sehr geschickt. Er war schon ein paarmal hier.

O ja, sagte Bourgeois, aber mein Freund Timbré hat ihn noch nicht gesehn. Ein feines

Bürschchen mit einem Gesichte, das jedem Mädchen Ehre machen würde.

Er erinnert mich sehr an meine Jugendjahre, meinte Bombaçon, ein Moulinet improvisirend. Ich war eben so schlank, mein Gesicht eben so mädchenhaft, und meine Leichtigkeit — — —

Bedarf keines weitern Beweises, als den jeder Augenblick Ihres Lebens liefert, — unterbrach ihn Timbré verbindlich.

Was die Schlankheit betrifft, Herr Bombaçon, — bemerkte Bourgeois, — seine eigne Taille mit der breiten Hand messend, — so ist das ein Punkt, der einiger Phantasie bedarf. — Uebrigens war auch ich einst schlank —

Wahrscheinlich noch im Flügelkleide, fiel Timbré ein; denn obgleich ich das Vergnügen habe, Dich seit Deinem zehnten Jahre zu kennen, erinnere ich mich Deiner immer nur in Kugelgestalt.

Bourgeois wollte böse werden, hielt es aber doch für gerathner, die Sache scherzhaft zu nehmen. Was willst Du, — entgegnete er, — wenn man täglich in den ersten Gasthäusern dinirt, und nie zu Fuße geht, muß man wohl ein imposantes Aussehn gewinnen. — Uebrigens will ich doch lieber dick sein, als eine nichtssagende, gewöhnliche Figur ha-

ben, — setzte er, etwas bezüglich mit einem Seitenblicke auf Timbré hinzu.

Eine Leichtigkeit gleich der meinen, — sagte Monsieur Bombaçon mit einem Doppelentrechat, dem ein Appel folgte, der die Fenster des Saales erzittern machte, — kann man sich nur bei schlankem Körperbau aneignen, — die Uebung thut dann das Ihrige und sichert sie uns für immer. — Wenige Männer, meine Herren, — setzte er, seine kräftige Stimme zu zarteren Tönen zwingend hinzu, — können sich so vieler Siege bei den Frauen rühmen, als ich zu meiner Zeit.

Mir däucht doch, meinte Bourgeois, — daß dies durchaus nicht das Privilegium eines schlanken Wuchses ist. — Kaum vor einer Woche, mein Freund, begegnete ich unsern braven Fechtmeister Arm in Arm mit einem allerliebsten Dämchen — —

Sie müssen doch Alles sehn, Herr Bourgeois und Alles ausplaudern, unterbrach ihn Bombaçon mit selbstgefälliger Miene.

Ich schweige, wenn Sie es wünschen; entgegnete der Beschuldigte.

Nun, dergleichen geschieht auch jetzt noch manchmal, — fuhr der Fechtmeister fort, — aber das ist nichts — gar nichts, — gegen die alten guten Zei-

ten. — Mademoiselle Zéphise vom Théatre des variétés, — die Sie sahen, — ist ein ganz hübsches Mädchen; — aber es gab eine Zeit, wo mein Glück bis zu den Palästen reichte. — Sie bezweifeln es, meine Herren? — Eine reizende Herzogin — ihren Namen verschweige ich, denn Sie wissen, daß ich bei derlei Abenteuern sehr zartfühlend bin, sah mich bei ihrem Bruder, dem ich Fechtstunden gab.

Eines Morgens trat die schöne Frau im geschmackvollsten Negligé in das Zimmer ihres Bruders, — und während mein Schüler sich den Schweiß von der Stirne trocknete, — ließ sie unbemerkt ein Briefchen in meine Hand gleiten.

Doch kein Rendezvous, meinte Timbré, der hier die Rolle des ungläubigen Thomas spielte.

Ja, Herr Timbré, ein Rendezvous; — doch leider fiel die Sache unglücklich aus. Denken Sie sich nur, meine Herren, — als ich Abends um eilf Uhr in meinen Mantel gehüllt, — denn es war eine kalte Herbstnacht, — an die Gartenthüre schleiche, um dort von der Kammerfrau der Herzogin, die mich dort erwarten sollte, an den bezeichneten Platz geführt zu werden, tritt statt der Zofe ein großer Mann aus der Thüre, und packt mich blitzschnell beim Kragen.

Herr Bombaçon verdeutlichte dies mit einer entsprechenden Pantomime, und fuhr während seiner ganzen Erzählung fort, Alles so viel als möglich auch plastisch darzustellen.

Obgleich ich sehr überrascht war, fuhr er fort, — blieb mir doch nichts anderes übrig, als diesem Herrn eine derbe Lection aus dem Jeu de savate zu geben. Ich packte ihn rasch mit einer Hand am Rücken, legte die andre fest um seinen Hals, warf ihn mit einem kräftigen Ruck über mich weg, während mein Halstuch in seiner Hand blieb, schlüpfte in den Garten, und verschloß die Thüre desselben hinter mir.

Bei diesen Worten packte Bombaçon Herrn Timbré, der sich dessen nicht versah, auf die erwähnte Weise, und warf ihn, als wäre er eine Feder, über seinen Kopf.

Sind Sie toll, Herr! schrie Timbré wie eine Katze auf alle Viere niederfallend, indem er nach einigen fruchtlosen Bemühungen das Gleichgewicht wieder erlangte.

Pardon, mein Herr, sagte Bombaçon, doch schulden Sie mir wirklich Dank dafür, daß ich Sie mit diesem Kunstgriffe des Jeu de savate bekannt machte.

Ich danke schönstens, entgegnete Timbré verdrießlich.

So haben Sie ja aber die Herzogin verrathen, Herr Bombaçon, — sagte Bourgeois in vorwurfsvollem Tone, nachdem dies Kunststück vollbracht war.

Diese Begegnung, mein Herr, erwiederte Bombaçon mit Selbstgefühl, ließ mich vermuthen, daß sie schon verrathen war; ich konnte also nichts weiter thun, als dem unerzogenen Burschen Mores lehren, und ihm durch die That beweisen, daß Georges Bombaçon stets im Vortheile bleibt.

Und das ist Alles? fragte Timbré spöttisch, der sich nach wiedererlangtem Gleichgewicht klüglich etwas entfernt von dem Fechtmeister hielt, um nicht etwa auf's Neue mit irgend einem Kunstgriffe bekannt gemacht zu werden.

Zwar könnte ich meinem Abenteuer solch' ein epigrammatisches Ende geben, um es desto pikanter zu machen, — entgegnete der Fechtmeister, — doch will ich Ihre Neugierde nicht unbefriedigt lassen.

Nachdem ich, wie gesagt, meinem nächtlichen Angreifer ausgeschlossen hatte, und dieser, der wie ein Frosch auf den Bauch gefallen war, sich nach mehrern fruchtlosen Versuchen wieder aufgerafft hatte, — setzte ich eilig meinen Weg nach einem

Pavillon fort, der in einer dichten Baumgruppe des Gartens stand, und durch dessen Fenster ich Licht schimmern sah.

Das Herz schlug mir so heftig, meine Herren, daß ich mich ein paarmal umsah, weil ich dachte, der steinerne Gast aus Don Juan stampfe hinter mir her. — Ich wollte keine Zeit verlieren, und glitt ohne Zaudern nach der Thüre des Pavillons, öffnete sie leise, — und trat in einen halbdunkeln Feenpalast.

Das ist wahrlich — bemerkte Timbré, sich en garde haltend, — gleich einem Mährchen der tausend und einen Nacht. — Fahren Sie fort, Herr Bombaçon, ich hoffe, hier producirten Sie an Niemand den Kunstgriff des Jeu de savate.

Wahrhaftig, meine Herren, — fuhr Bombaçon eifrig fort, — es wäre beinahe geschehen. Doch hören Sie weiter.

Das Gemach, in dem ich mich befand, war ganz mit Seide drapirt, und angefüllt mit den herrlichsten Blumen. — Kaum war ich eingetreten, so warf sich plötzlich etwas ungestüm in meine Arme, — und rief aus: nicht wahr ich hatte recht? — Nun, und bist Du mit dem Taugenichts fertig geworden?

Etwas? — bemerkte Bourgeois, — ich dachte Jemand — und zwar die reizende Herzogin selbst.

Etwas — ja meine Herren, etwas, und zwar etwas Großes, Dickes und so Schweres, daß ich fast das Gleichgewicht verlor; — dies ahmte Bombaçon meisterhaft nach, — und als er wieder fest auf den Beinen stand, blies er sich auf und fuhr fort: diesem Ausrufe und dem Angriffe — denn ich kann es unmöglich Umarmung nennen, folgte ein Schrei, — das dicke Etwas taumelte einige Schritte zurück, und meine Augen trafen auf ein andres rundes, gelbes Augenpaar, das aus einem tellergroßen, rothen Gesicht mich anglotzte. — —

Wer zum Teufel sind Sie, Madame, — rief ich aus, — und wie kommen Sie hieher?

Das Weib war groß und stark wie ein Grenadier, und doch über mich, der ich leicht und schwankend war wie Eiderdaun, so erschrocken, daß ihr die Stimme versagte.

Sprechen Sie, Madame, schrie ich zornig, — denn diese verfluchte Metamorphose hatte mich ganz aus der Fassung gebracht.

Mein Herr, — stotterte die Frau, — ich bin so frei, Sie zu fragen, mit wem ich das Glück habe zu sprechen. — Ich bin hier an meinem Platze, und hoffe, daß mein Mann hier sein wird.

Fürchten Sie nichts, Madame, antwortete ich,

die Ohren spitzend, um zu hören, ob sich nicht Schritte nahten. — Die Sache ist die, — — nun passen Sie auf, meine Herren, wie geistreich ich mich aus der Schlinge zog. — Ich wartete an der Straßenecke auf ein hübsches Mädchen, eine kleine Tänzerin, — als plötzlich irgend ein Grobian aus der Thüre dieses Gartens stürzt, und mich am Genick packt. Ich riß mich aus seinen Fäusten, sprang in den Garten und schloß die Thüre ab, um mich in Sicherheit zu bringen; — das ist Alles.

Sie haben diesen Mann ausgesperrt? rief die Frau in einen Lehnstuhl sinkend, und meine Person, — wie ich dies wahrnahm, — einer genauen Prüfung würdigend.

Ich habe ihn ausgesperrt, was hätte ich sonst thun sollen?

Wissen Sie, daß dieser Mann mein Gatte ist, Herr Jacint, der Gärtner der Herzogin von — — Sie verzeihen, meine Herren, wenn ich den Namen verschweige — — — unterbrach sich Bombaçon — — doch zarte Schonung geht mir über Alles!

Und was wollte dieser Mensch, — rief ich entrüstet, daß er friedliche Bürger anpackt, wie ein bissiger Kettenhund?

Das Gesicht der riesigen Dame hatte während

diesem Gespräche eine wunderbare Umwandlung erlitten; — sie suchte ihren groben Zügen einen idyllischen Ausdruck zu geben — und begann mit den runden gelben Augen ein wahres Pelotonfeuer süßer Blicke nach mir zu richten.

Mein Herr, begann sie auf's Freundlichste, — seit einigen Tagen werden uns aus den Gewächshäusern die seltensten Camelien und Orchideen entwendet, und da ich vorige Nacht einen sehr verdächtig aussehenden Kerl an der Gartenmauer hinschleichen sah, sagte ich dies meinem Manne, der sich heute auf die Lauer legte, während ich hier den Ausgang der Sache abwarten wollte.

Sie haben mich also für einen Dieb angesehn? — Sapristin! — das ist eine unverzeihliche Beleidigung. —

Verzeihung, — sprach die Frau aufstehend und sich mir nähernd: — im Finstern! — und dann, wie gesagt, war unser Argwohn erregt. — Ja, hätte er Sie deutlich erblicken können, — Sie sehen ja so sanft, so liebenswürdig aus — — daß — daß man wahrlich geneigt wäre, die schöne Tänzerin, die Sie erwarteten, zu beneiden.

Potz Tausend, — dachte ich, — die hat sich in mich verliebt! — Das ist ein verwünschter Tausch

für die schöne Herzogin. — Ich sah, daß ich durch langes Zaudern alles verrathen mußte; — doch wohin mich wenden? — Der Gärtner hatte bis jetzt wahrscheinlich schon die Thüre gesprengt oder war von der andern Seite durch das Hotel in den Garten gelangt. — In dieser Verlegenheit rief ich aus: — Madame, Ihr Mann kann jeden Augenblick hier sein, und kömmt er, so geraden wir wieder aneinander. Sagen Sie mir, auf welche Weise ich mich entfernen kann.

Mein Mann kann auf keinen Fall in den Garten gelangen, entgegnete die Dame, mir verführerische Blicke zuwerfend.

Bourgeois und Timbré lachten herzlich, was um so natürlicher war, da Herr Bombaçon die schmelzenden Blicke der Madame Jacint auf's Herrlichste nachahmte.

Wie? rief ich aus, — fuhr er fort, — er kann nicht in den Garten gelangen? Weshalb nicht, und wie soll ich denn hinauskommen?

Und das fragen Sie? — entgegnete die dicke Schöne, — Sie, der ihn ausgeschlossen hat? und der doch bemerken mußte, wie über das hohe Gitter nur ein Vogel hereinfliegen kann.

Aber durch Ihr Haus, oder durch das Hotel, fragte ich verdrießlich.

Unsern Hausschlüssel habe ich in der Tasche; die Thüre aber, die aus dem Hotel in den Garten führt, hat mein Mann verschlossen und der Schlüssel hängt in seiner Stube; er verschließt diese Thüre jeden Abend um zehn Uhr.

Das ist fatal genug für Ihren Mann, bemerkte ich; — aber was zum Teufel soll mit mir geschehn? Wenn er nun die Polizei herbeiholt, oder an der Gartenthüre lauert? —

Fürchten Sie nichts, mein Herr, entgegnete sie, — es wird das Beste sein, wenn Sie sich hieher auf das Sopha setzen und ein bischen ausruhen. — Hiermit ergriff das Riesenweib meine Hand und wollte mich nach dem Sopha führen.

Wie gesagt, die verwünschte Gärtnerin hatte sich in mich verliebt. — Ich kam mir vor, wie die Maus in der Falle. — Sie gab mir zu verstehn, daß der Herr Gemahl draußen im Kühlen bleibe, daß ich nichts zu fürchten habe. — — Zum Kuckuk dachte ich, — wäre es nicht das Gerathenste, diese dicke Sirene, gleich ihrem Herrn und Gebieter, einen Luftsprung thun zu lassen, und mich aus dem Staube zu machen? — Doch hätte ich gar zu gern gewußt, weshalb die Herzogin nicht erschienen war und selbst ihre Kammerfrau sich nicht eingefunden hatte.

Madame, begann ich auf's Neue, in der nächsten Nähe der Gärtnerin Platz nehmend, da das Sopha sehr eng war, hörten Sie, ehe ich hieher kam, keine Schritte im Garten? — War nicht vor Ihnen irgend Jemand in diesem Pavillon? —

Die Frau sah mich bei dieser Frage groß an, schnitt ein verächtliches Gesicht und fragte mit inquisitorischer Würde: Ah! — — Jemand? — Also ist es doch wahr, und Mademoiselle Rosine suchte nicht umsonst so eifrig das Schnupftuch, das die Herzogin hier vergessen haben sollte? — —

Was reden Sie, — fiel ich ihr in's Wort, — welcher Gedanke, die Herzogin so zu verdächtigen!

Nein, nein, mein Herr, — rief die Schöne mit wachsender Heftigkeit, — — nicht die Herzogin, das fällt keiner Seele ein. Hier ist nur von Mademoiselle Rosine die Rede, — — die nächtliche Besuche empfängt und heimlich die Gartenthüre aufschließt, so daß dann alle Welt hereinkömmt und die Camelien und Orchideen wegschleppt.

Mademoiselle Rosine war also hier, sagte ich, — durch diese Nachricht sehr beruhigt: — wenn sie aber hier war und nächtliche Besuche empfängt, kann ich unmöglich länger hier verweilen.

Und weshalb, — fragte meine Nachbarin, —

fürchten Sie denn Mademoiselle Rosinens Zorn so sehr, wenn sie wahrnehmen sollte, daß ich ihren Platz eingenommen habe?

Sie, Madame?

Ja, ich, — wiederholte sie; warum nicht? — Halten Sie es denn für gar so unwahrscheinlich, daß Jemand für mich das wagen könnte, was man für die kleine Rosine wagt?

O durchaus nicht, — entgegnete ich rasch, doch könnte ich es mir nie vergeben, wenn um meinetwillen eine so liebenswürdige tugendhafte Frau, — den Verleumdungen eines, nächtliche Besuche empfangenden Kammerzöfchens ausgesetzt würde.

Geben Sie sich nicht die Mühe sich zu verstellen, — fiel die Gärtnerin ein; — das Ganze ist: daß Sie selbst Mamsell Rosinen suchten.

Madame, — sagte ich aufstehend, — Ihr Mann hat mich bis jetzt wahrscheinlich schon in die Hölle gewünscht; ich muß gehen, doch würde es mich sehr beglücken, wenn ich, zur Erinnerung dieser schönen Stunde eine Ihrer goldnen Locken erhalten könnte; — hiemit ergriff ich ihre große rothe Hand, und drückte sie an's Herz, während ich der Eigenthümerin derselben verliebte Blicke zuwarf.

Nun wie es scheint — — bemerkte Herr Tim-

bré, — entschlossen Sie sich endlich, und die Sache endete, wo sie eigentlich hätte beginnen sollen.

Wie verstehen Sie das? fragte Bambaçon, mit einem stolzem Blicke auf den unzarten Sprecher.

So, mein Herr, daß die Gärtnerin eigentlich die Heldin dieses Abenteuers ist, und die Herzogin nur hineinkömmt wie Pilatus in's Credo.

Laß uns weiter hören, — sagte Bourgeois; — Du unterbrichst die Erzählung im interessantesten Momente mit Deinen albernen Bemerkungen.

Die Schöne zog die Hand nicht zurück, fuhr Bambaçon, Herrn Timbré drohend ansehend fort, — und entgegnete zögernd: Morgen haben Sie vielleicht das ganze Abenteuer vergessen, und werfen meine Locke in irgend eine Rumpelkammer. — Sagen Sie, fragte sie dann, mit einem mächtigen Händedrucke, — kann ich wohl hoffen, Sie wiederzusehen?

Wie können Sie daran zweifeln! rief ich mit schmelzender Stimme: täglich; — und eben weil ich dies wünsche, halte ich es für klüger die Eifersucht Ihres Gatten jetzt nicht durch längeres Bleiben zu erregen. Sprechen Sie, liebenswürdige — darf ich wohl um Ihren Namen bitten?

Rosamunde! — entgegnete die Gärtnerin, den Mund spitzend.

Rosamunde! wiederholte ich hingerissen. — Darf

ich Sie fragen, wann und wo es mir vergönnt sein wird Sie wieder zu sehen, um Sie zu überzeugen, daß Mademoiselle Rosine mir vollkommen unbekannt ist.

Kann ich Ihnen vertrauen? fragte die Gärtnerin stockend; doch ja, fuhr sie freundlich fort, — ein Antlitz gleich dem Ihrigen kann nicht trügen. — Mein Mann, — der ein großer Einfaltspinsel ist, — dies kann ich Ihnen verrathen, — begiebt sich jede Woche zweimal nach dem Landsitze der Herzogin, um auch dort den Park zu beaufsichtigen. Dort bleibt er gewöhnlich den ganzen Tag und kehrt erst am andern Morgen zurück.

Und wann entführt ihn der Teufel dorthin? — fragte ich, mich vergessend, da ich wie auf Kohlen stand. — Wann begiebt er sich dahin? verbesserte ich mich.

Die Dame lachte: — wann ihn der Teufel dorthin führt? wiederholte sie, — übermorgen früh; — und während die Herrschaft beim Diner ist, sind wir ganz ungestört. — Um sieben Uhr finden Sie mich allein.

Hier? fragte ich, um der Sache so bald als möglich ein Ende zu machen und loszukommen.

Nein; — in meinem Hause, — das Sie von der Gartenthüre aus sehen. Sie können gar nicht

fehlen, es steht ein grünangestrichener Röhrbrunnen davor.

Ich danke Ihnen; — rief ich, ihre Hand wieder an's Herz ziehend, denn ich konnte mich nicht überwinden, sie an den Mund zu drücken, obgleich die liebenswürdige Rosamunde sie immer in jener Richtung erhob. Leben Sie wohl; — und nun helfen Sie mir aus dem Garten.

Und die Locke? — fragte sie vorwurfsvoll.

Glauben sie denn, daß ich sie vergessen könnte? — rief ich feurig. — Nein, lieber hier zu Ihren Füßen sterben!

Das muß man Ihnen lassen, — meinte Timbré, — daß Sie schwer loskamen, wenn Sie überhaupt noch loskamen.

Nun ich blieb doch nicht in alle Ewigkeit dort; — entgegnete Bombaçon ärgerlich. — Die dicke Schöne schnitt sich eigenhändig ein Löckchen ab, noch dazu mit einem Gartenmesser, denn eine Scheere war nicht vorhanden, dann umschlang sie mich mit den Armen und weinte.

Köstlich! — rief Bourgeois; — und dann —

Dann führte sie mich durch einen dunkeln Laubeugang nach ihrem Hause, und dort entschlüpfte ich durch eine Hinterthüre, ohne daß ihr Mann, der auf der andern Seite des Gartens den bewußten

Purzelbaum gemacht hatte, und wahrscheinlich noch dort auf der Lauer stand, mich wahrnahm.

So endete die Sache, — sagte Bombaçon, tief Athem holend, und gleichsam zum würdigen Schlusse des Ganzen einen kühnen Luftsprung machend.

Wie, wir sind schon am Ende? — fragte Timbré erstaunt. — Und die Herzogin, — mein Gott, das ist ja die Hauptsache!

Die Herzogin, — sprach Bombaçon mit tragischer Geberde und traurigem Tone, — ward eine Beute des Grames. — Wahrscheinlich plauderte Mademoiselle Rosine oder Madame Rosamunde — genug — ich sah sie niemals wieder; — doch erfuhr ich später, daß sie, einige Wochen nach diesem Abenteuer aus lauter Verzweiflung geheirathet hat.

Wen denn? fragte Bourgeois, dem diese Art von Verzweiflung auffallend schien.

Einen reichen Grafen, entgegnete Bombaçon verächtlich, sich hin und her wiegend.

Einen reichen Grafen? — Ach, die Unglückliche! rief Timbré mit augenscheinlichem Spotte.

Dieser Ausruf des ungläubigen Zuhörers zog ihm für den Rest des Tages Bombaçon's höchsten Unwillen zu.

---

## XII.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein hübscher Jüngling trat in den Fechtsaal, der Niemand anders war als Palma, oder wie sie hier genannt wurde, Emil Meunier.

Diesmal war sie nach der neuesten Mode gekleidet, und jedes Stück ihres Anzuges, vom feinsten Castorhute bis zum kleinen Stiefel, ging aus den ersten Ateliers der Hauptstadt hervor. Die dunkle Farbe der Kleider erhob noch mehr die zarte Weiße ihres schönen Gesichtes.

Ah! — rief Bombaçon, mit Tanzmeisterschritten auf sie zuhüpfend, Sie sind es, Herr Meunier! Sein Sie mir gegrüßt. Wie schön, daß Sie so pünktlich sind, — er sah nach der Uhr — wahrlich, — auf die Minute! —

Erwarten Sie Jemand? fragte Palma, die wir hier Emil nennen wollen.

O ja, entgegnete der Fechtmeister, ihm Hut und Stöckchen abnehmend, und beides an einen Nagel hängend. — Aber etwas später, ungefähr in einer Stunde, da können Sie hier zwanzig bis dreißig junge Männer versammelt sehen, von denen einer geschickter ist als der andere. — — Doch einer meiner besten Fechter, Herr Maninier, pflegt immer etwas früher zu kommen. — Er ist die Zierde des Institutes und könnte heute meinen Platz einnehmen, — wenn er so viel Leichtigkeit besäße als ich.

Daß Monsieur Bombaçon nicht unterließ diese Worte mit einigen Meistersprüngen und Biegungen zu bekräftigen, brauchen wir nicht zu sagen, und wollen es auch künftig, um Wiederholungen zu vermeiden, der Phantasie des Lesers überlassen, sich diese obligate Begleitung jedes Gespräches des wackern Fechtmeisters hinzuzudenken.

Herr Maninier? — sagte Emil. — Ah, der große junge Mann, den ich schon ein paarmal hier traf, und der neulich jenen fremden Herrn — —

Ja, ja, derselbe, der jenen fremden Herrn so herrlich in die Enge trieb, — daß ihm wohl die Lust vergangen ist, noch einmal hierher zu kommen, um in meinem Fechtsaale zu spioniren. Wollen Sie

nicht Ihre Fechtkleider anlegen, — fuhr er fort, auf die Thüre des Nebenzimmers weisend.

Ich danke Ihnen, — entgegnete Emil; — aber Sie wissen ja, daß ich stets in meinem gewöhnlichen Anzuge fechte; das ist praktischer, denn man hat nicht überall Fechtkleider bei der Hand.

Herr Timbré betrachtete den neuen Ankömmling mit ganz besonderer Aufmerksamkeit; — er wußte sich selbst nicht zu erklären, was ihm eigentlich an ihm auffiel, — doch fühlte er, daß ihn etwas überrascht hatte. — Es schien ihm, daß nicht alles so war, wie es sein sollte, — mit einem Worte, der Jüngling hatte Herrn Timbré einen Floh in's Ohr gesetzt.

Nach Emil's Worten nahm Herr Timbré ein Fleuret von der Wand und grüßte damit den Jüngling nach Fechterweise.

Dieser nahm die Aufforderung an, empfing von Bombaçon ein Paar kleine, wattirte Handschuhe, welche dieser bereit hielt, und stellte sich Herrn Timbré gegenüber, der schon die Drahtmaske vorgenommen hatte und mit herausforderndem Blicke in Positur stand.

Zum Teufel, rief Timbré, nach den drei ersten Gängen, — ich bin getroffen, — — bravo, —

bravissimo, — meisterhaft! — Ah, — rief er plötzlich und suchte etwas beschämt sein Fleuret, das Emil ihm aus der Hand geschlagen, auf der Erde.

Vortrefflich! rief Bombaçon; ruhen Sie ein wenig aus. — Dann näherte er sich dem Jüngling und schien ihm flüsternd einige Anweisungen zu geben, die er mit gutheißendem Kopfnicken begleitete.

Es mochten ungefähr fünf Minuten verflossen sein, seitdem Timbré sein Fleuret von der Erde aufgelesen hatte, als die Thüre aufsprang und Alphons rasch hereintrat.

Schnell, Herr Bombaçon, ein Fleuret, — rief er dem Fechtmeister zu; ich muß mich erwärmen, mein Blut steht auf dem Gefrierpunkte.

Wie? Herr Maninier, mit achtundzwanzig Jahren, gesundem Körper und an einem heißen Julius-tage? — sagte der Fechtmeister, mit unvergleichlicher Schnelligkeit alles Nöthige herbeiholend.

Nachdem er alles auf einen Divan gelegt, trat er wieder zu Emil. — Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren; mein Freund Bourgeois, der erste Hutfabrikant seines Stadtviertels, kann sich keinen bessern Gegner wünschen, als Herrn Maninier.

Indessen hatte Alphons Hut und Rock abgelegt, um den leichten Fechtanzug anzuziehen.

Emil wandte sich ab, — während ein leichtes Roth sein Antlitz überflog, und ein aufmerksamer Beobachter würde in diesem Augenblicke leicht sein Geschlecht errathen haben.

So, sagte Bombaçon, — jetzt das Plastron, — hier ist die Maske, — hier Fleurets, — wählen Sie!

Alphons ergriff ein Fleuret und trat auf Bourgeois zu; — wenn es Ihnen gefällig ist? — sprach er höflich.

Herr Bourgeois war sogleich bereit.

Timbré zögerte ein wenig.

Meine Herren, — sprach er, sich an Alphons und Emil wendend, — Herr Bourgeois und ich haben heute schon dreimal gefochten; wenn es Ihnen gefällig ist, fechten Sie zusammen; — ich trete meinen Platz ab.

Herr Timbré hatte bei diesem Vorschlage wahrscheinlich seine Nebengedanken. Da Emil ihn schon einmal entwaffnet hatte, glaubte er wahrscheinlich, daß der Jüngling ihn auch zum zweitenmale, besonders in Gegenwart eines so ausgezeichneten Fechters wie Alphons, nicht schonen würde, hoffte aber, daß dieser seinem jugendlichen Gegner die Lection, die er von ihm erhalten hatte, mit Interessen zurückzahlen sollte.

Meinetwegen, — sagte Bourgeois, so ruhen wir indessen aus.

Emil zögerte augenscheinlich, — doch da Alphons, der den Jüngling schon ein paarmal im Fechtsaale gesehen, und aus ihm unbekannten Ursachen sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte, alsogleich bereit war den Vorschlag anzunehmen, blieb auch ihm nichts anderes übrig, als sich dieser Einrichtung zu fügen.

Bombaçon und die beiden andern Herren setzten sich in eine Ecke des Saales und sahen den beiden jungen Leuten zu, die mit vieler Geschicklichkeit fochten, — Alphons mit kaltem Blute, — Emil augenscheinlich befangen.

Nur acht gegeben! rief Bombaçon aufspringend, — — Oh — Oh, mein Herr, Sie vergaßen einen einfachen Stoß zu pariren; — bravo — so ist's recht; — Nicht so hitzig, Herr Maninier! etwas Schonung! — Herr Meunier gehört noch unter die Neulinge.

Ei was! — rief Alphons, — nach einem leichten Stoße, den Emil ihm versetzt, — — wir wollen mit diesem Neulinge ein bischen anders umspringen.

Aus diesen Ausrufungen geht hervor, daß Emil, der gleich anfangs einen Stoß erhalten, sich nun

zusammennahm und durch den Kampf erregt, Alphons heftig angriff, der ihn ein bischen geschont hatte, und so von dem Jüngling jenen Stoß erhielt, nach welchem das Gefecht noch interessanter wurde, da es schien, als ob beide Kämpfer ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten müßten, um die gegenseitigen Stöße zu pariren, und jede sich darbietende Gelegenheit ergriffen, um sich zu treffen.

Das Gefecht wurde eine Zeit lang mit wechselndem Glücke fortgesetzt und ward nach und nach so warm, daß Bourgeois und Timbré ihre Sitze verließen und den Fechtenden immer näher kamen.

Herr Bombaçon war entzückt; — bald schrie er auf, bald parirte er statt des gefährdeten Theiles, bog sich seitwärts oder sprang zurück, — ließ ein Bravo oder ein Sacredieu hören, bis plötzlich nach einem Stoße, den Emil auf die Brust erhielt, — dieser mit einem Schrei zu Boden sank.

Was ist das! — rief der Fechtmeister; — auf, auf, Herr Meunier! — Sie sind ausgeglitten! — nur Muth! — —

Doch alle diese Ausrufungen blieben unbeantwortet, und Alphons ward durch den Schrei, den Emil ausgestoßen, so überrascht, daß er erst nach einigen Secunden ausrief: — er ist ohnmächtig!

Emil's Antlitz war wirklich todtenbleich, worüber wir uns um so weniger wundern dürfen, da der Stoß, den Alphons ihm versetzt, ungeachtet des Plastrons, viel zu heftig war, als daß eine Frau ihn hätte aushalten können.

Wasser, meine Herren! — schrie Bombaçon; — ich warnte Sie, Herr Maninier, nicht so hitzig zu sein. — Herr Meunier ist ja beinahe noch ein Kind. — Nicht da hinaus Bourgeois, Timbré, — rechts, rechts; doch die beiden waren schon durch eine Thüre verschwunden.

Nehmen Sie ihm das Plastron ab und knöpfen Sie die Kleider auf, damit er Luft bekommt; ich will gleich etwas Vinaigre des quatres voleurs holen; — hiermit eilte Herr Bombaçon hinaus.

Emil lag auf dem Boden, Alphons kniete neben ihm nieder und hob mit der einen Hand seinen Kopf empor, während er mit der andern das Plastron abriß und Rock und Weste aufknöpfte. —

Plötzlich verbreitete sich ein Strahl der Ueberraschung über des jungen Mannes Züge. — —

In diesem Augenblicke eilten von der einen Seite Bourgeois und Timbré, mit großen Wassergläsern, von der andern Bombaçon, mit einem Fläschchen in der Hand, herbei, und Alphons hatte

kaum noch Zeit Emil's Oberrock rasch wieder zuzuknöpfen.

Indessen schlug der Jüngling die Augen auf, — begann freier zu athmen, und erhielt nach und nach die Besinnung wieder.

Bombaçon, der ihm das Fläschchen vor die Nase hielt, eignete sich das ganze Verdienst dieses Umstandes zu! —

Muth! — rief er aus, — helfen Sie, Herr Maninier, wir müssen ihn aufrichten; das Ganze ist ein kleiner Schwindel, den man nicht einmal Ohnmacht nennen kann. — Wie fühlen Sie sich, Herr Meunier?

Emil's erster Blick fiel auf Alphons, dessen Züge so viel Verwirrung und Verlegenheit verriethen, daß selbst die Herren Bourgeois und Timbré es augenblicklich wahrnahmen, seine Aufregung jedoch dem Umstande zuschrieben, daß er es war, der die Schuld von Emil's Unfall trug.

Herr Bombaçon aber war, wie immer, ganz mit sich selbst beschäftigt; und da er keinen Augenblick schwieg, sondern bald Emil ermunterte, bald Alphons den Rath gab, künftig solch einem Kinde gegenüber nicht seine ganze Kraft zu entfalten, kam er auch gar nicht dazu, des jungen Mannes Aussehn und Benehmen zu beobachten.

Emil stand auf, — und sich etwas abwendend brachte er seinen Oberrock in Ordnung, bemerkte jedoch augenblicklich, daß die Weste darunter offen war. —

Dies und Maninier's augenscheinliche Befangenheit, trieb ihm das Blut in's Gesicht.

Mein Herr, sagte der Jüngling, nachdem er sich erholt hatte, zu Bombaçon, — es war ein kleiner Schwindel, nichts weiter; ich bedaure sehr, Sie alle erschreckt zu haben.

Kinderei! — entgegnete der Fechtmeister; ich erschrak nicht einmal, sondern eilte gleich dies Fläschchen herbeizuholen.

Und wir, — sagte Bourgeois, brachten Wasser — das jedoch jetzt überflüssig ist.

Der Einzige, der wirklich erschrocken ist, und sich, wie ich sehe, selbst jetzt noch nicht von seinem Schreck erholt hat, ist Herr Maninier, den wir bei Ihnen zurückließen, — bemerkte Timbré.

Bei diesen Worten warf Emil einen forschenden Blick auf Alphons, dessen sonderbare Befangenheit ihm nun doppelt in's Auge fiel.

Es wird das Beste sein — sagte Alphons, — seine Verlegenheit bemeisternd, — wenn Sie nach Hause gehen und ausruhen. — Auch würde es gar

nichts schaden, wenn Sie einen Arzt rufen ließen, denn der Stoß traf gerade das Brustblatt, und ward leider mit voller Kraft geführt.

Einen Arzt, — rief Bombaçon lachend, — wozu denn? — Lassen Sie mich sehen, ob Gefahr vorhanden ist. — Mein Gott, — dergleichen geschieht ja täglich. — — Herr Maninier focht zu hitzig. — Ja, ja, mein Herr, ich warnte Sie. Hiermit ging er gerade auf Emil zu, um den Stoß oder die Wunde zu untersuchen.

Ah, lassen Sie das, sagte Alphons, ihm in den Weg tretend, es ist unnöthig; wie Sie sehen, ist Herr Meunier ja wieder wohl.

Ein dankbarer Blick Emil's belohnte ihn für dies Dazwischentreten; dann wandte sich der Jüngling an Bombaçon und sprach mit etwas erzwungenem Lachen: — Herr Maninier hat recht; — ich gehe nach Hause, denn ich bin ermüdet; — da ich aber durchaus keinen Schmerz fühle, werde ich auch keines Arztes bedürfen.

Man konnte jedoch wahrnehmen, daß Emil sich nicht so wohl fühlte als er behauptete, und Alphons, der ihn aufmerksam beobachtete, sah recht gut, daß er heftige Schmerzen litt. — Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er auf dem Heimwege wieder ohnmächtig werden könnte.

— Auch ich fühle mich heute sehr ermüdet, und will nach Hause gehn, — sprach er rasch. — Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, Herr Meunier, begleite ich Sie.

Er raffte seine Kleider zusammen und eilte in's Nebenzimmer, Emil jedoch nahm auf dem Divan Platz. —

Das Ganze hat nichts auf sich, — meinte Bombaçon, der jetzt zu flüchtig war, um Emil's wirklich leidendes Aussehn wahrzunehmen. — Das Beste wäre, Sie fingen von Neuem an. Wenn Sie beim Fechten recht warm werden, nützt das mehr, als zehn ärztliche Visiten. — Mein Gott, wenn man so jung ist — — solch eine Kleinigkeit — —

Sie haben Recht, — unterbrach ihn Emil — — und ich würde sicher Ihrem Rathe folgen, doch habe ich zu Hause zu thun; in ein paar Tagen aber sehen wir uns hoffentlich wieder.

Lassen Sie mich die Stelle sehn, wo Sie den Stoß erhielten, — sagte Bombaçon, sich neben Emil setzend, — dann werde ich Ihnen gleich sagen, was Sie thun sollen; — ein bischen Eau de Cologne oder Arnica würde vielleicht nichts schaden.

Emil hielt abwehrend die Hand vor die Brust; — O, ich sage Ihnen, es ist nichts, gar nichts! —

Beschämen Sie mich nicht durch so viel Fürsorge. — Ah, Herr Maninier! rief er dann rasch aufspringend; — Sie sind bereit, — wir können gehn. Adieu, Herr Bombaçon, adieu meine Herren!

Hiermit eilte Emil in Maninier's Gesellschaft aus dem Fechtsaale.

Emil's Schritte waren so schwankend, sein leidender Zustand so augenscheinlich, daß Alphons ihm an der Treppe den Arm bot, den der Jüngling auch annahm.

Während sie die Treppe herabstiegen sprach keiner von beiden ein Wort; Emil war bleicher als gewöhnlich — Maninier's Herz klopfte heftig.

Als sie unten angelangt waren, fragte Alphons: — soll ich nicht ein Cabriolet holen? Ich fürchte, daß es Ihnen unmöglich sein wird, zu Fuße nach Hause zu gehen.

Emil's schönes, großes Auge heftete sich auf den jungen Mann; — ich danke Ihnen, sprach er, dessen Hand mit herzlichem Drucke ergreifend; — doch wohne ich hier gerade gegenüber, wenn Sie mich bis dahin führen wollten, — — mehr bedarf es nicht.

Sie wohnen hier? — Hier gegenüber? fragte Alphons erstaunt; — — ich begleite Sie jedenfalls.

— — Doch habe ich Sie noch nicht einmal wegen meiner unverzeihlichen Ungeschicklichkeit um Vergebung gebeten.

O, ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen; — traf ich Sie doch auch ein paarmal, — und besäße ich mehr Kraft, so müßte ich vielleicht jetzt Ihre Verzeihung anflehen.

Alphons bot Emil auf's Neue seinen Arm und führte ihn bis zu seiner Wohnung.

Hier nehme ich Abschied von Ihnen, sagte Letzterer, als sie die Hausthüre erreicht hatten.

Sie wohnen zu ebener Erde? fragte Alphons leise und befangen.

Nein, mein Herr, — entgegnete Emil, gleichfalls verlegen, meine Wohnung liegt zwei Treppen hoch.

Zwei Treppen hoch? rief Alphons; — da führe ich Sie hinauf; ich kann es unmöglich zulassen, daß Sie allein gehen.

Emil zögerte, — doch Maninier sprach in so herzlichem Tone, daß er nicht widerstehen konnte.

Mit Alphons war eine große Veränderung vorgegangen. Der ernste, düstere Ausdruck seiner Züge hatte sich gesänftigt; sein Herz empfand eine süße, in solchem Maße noch nie gefühlte Befangenheit, es

schien ihm, als ob ein langgehegtes, tiefverborgenes Sehnen gestillt worden sei, — als ob seine Brust tiefer Athem hole, sein Herz, — das bisher von tausend schmerzlichen Gefühlen gedrückt, sich nicht ausdehnen konnte, jetzt freier und kräftiger schlüge.

Als sie Emil's Wohnung erreicht hatten — — blieb Alphons zweifelnd stehen — dann ergriff er rasch die Hand seines Begleiters und sagte sanft:

Fürchten Sie nichts; — ich werde nie — nie Ihr Geheimniß verrathen!

Palma fuhr zusammen, dann heftete sie ihr Auge fragend auf den jungen Mann und der Gedanke durchblitzte sie: ob er wohl nur ihr Geschlecht oder auch sie selbst erkannt habe?

Sie kennen mich also? fragte sie, mit zagendem, doch eindringlichem Tone.

Ich glaubte Sie zu kennen, — entgegnete Alphons, der jetzt vielleicht das Gesagte bereuete; — doch diese Wohnung, — dieser Anzug, — alles das verwirrte mich wieder; — und es würde mir erfreulich sein mich getäuscht zu haben; — — über Eines jedoch können Sie beruhigt sein, — daß ich Ihr Geheimniß nie verrathe.

Mein Herr, — entgegnete Palma ernst: — ich erwartete von Ihnen nicht nur das was geschah,

– daß Sie mich nämlich Andern nicht verrathen, — denn ich sah recht gut, wie Sie mich vor Entdeckung schützen wollten und konnten; — sondern ich erwartete, daß Sie auch mir selbst was Sie entdeckten verschweigen.

Vergebung, daß ich nicht Kraft genug besaß, dies zu thun; — doch wie dem immer sein mag — hier, wo wir keinen Augenblick vor Störung sicher sind, kann ich mich nicht deutlicher erklären — obgleich ich dies wohl wünschte, — denn ich möchte gern rein vor Ihren Augen dastehen.

Dies können Sie augenblicklich thun, sagte Palma ernst, — und ich halte es für nöthig, daß in dieser Hinsicht alles, was gesagt werden muß, so bald als möglich gesagt werde; — denn da ein Zufall hinreichend war, mich zu verrathen, muß ich dieser Verkleidung entsagen. — — Doch kommen Sie, — ich habe noch ein paar freie Stunden und muß Ihnen nothwendiger Weise einen Theil dieses Räthsels lösen.

---

Zu jener Zeit, als Alphons Palma häufig gesehn, zählte diese kaum sechzehn Jahre. — Jetzt war aus dem zarten, beinahe noch kindlichen Mäd-

chen, eine sehr reizende, völlig entwickelte Frau geworden. — Dennoch vermochte er seinen Verdacht nicht ganz zu entfernen.

Ah! dachte er, — wenn sie es selbst ist, wenn dies eine neue List wäre, um mir ihre Wohlthaten aufzudringen! — Nein — nein — ich mag nicht glauben, daß sie es ist; — ich überlasse mich der süßen Täuschung.

---

Was war wohl natürlicher, als daß Alphons Palma's Antrag annahm und sie in ihre Wohnung begleitete.

Als sie in die Wohnung traten, warf Palma den Hut weg und sank in einen Stuhl.

Ich überschätzte meine Kraft, — sprach sie erschöpft; es ist mir unmöglich, jetzt viel zu sprechen; ich fühle mich sehr unwohl.

Um Gotteswillen, rief Alphons erbleichend, — ich werde mir meine Ungeschicklichkeit nie vergeben. — Doch jetzt dürfen wir nicht zögern, — ich eile nach einem Arzte.

Nein — nein! sprach Palma, man darf nicht wissen, daß ich hier Bekannte habe. — Wenn Sie aber so gütig sein wollen mir einen Fiacre zu holen, fahre ich selbst zu dem einzigen Arzte, den ich kenne.

Alphons wußte nicht, was er hiervon denken sollte, — doch sah er ein, daß ärztliche Hülfe nöthig war, und wußte wohl, daß Stöße gleich dem, welchen Palma erhalten hatte, oft äußerst gefährliche Folgen haben; — deshalb entfernte er sich eilig und erschien nach wenig Augenblicken wieder, um zu sagen, daß der Wagen warte.

Palma hatte indeß ein wenig ausgeruht, doch der Schmerz ließ nicht nach und ihr Antlitz war noch bleicher geworden.

Sie bringen mich zur Verzweiflung, sagte Alphons; — ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich leide. — Ich beschwöre Sie zu eilen, und mir nur das Eine zu erlauben, daß ich mich Morgen nach Ihrem Befinden erkundigen darf.

Sie haben Recht, Herr Maninier, — gehen wir; — ich bin gezwungen, nochmals Ihren Arm in Anspruch zu nehmen, denn der Schmerz ist wahrlich äußerst heftig. — Wenn ich jedoch mit meinem Arzte spreche, wird mir bald geholfen sein.

Indessen war Palma, von Alphons unterstützt, aufgestanden, und Hut und Handschuhe ergreifend sagte sie: —

Ich hoffe, Sie Morgen um die Mittagsstunde hier zu sehen, wenn Sie nämlich über diese Stunde

verfügen können; — ist dies nicht der Fall, so sagen Sie mir, wann Sie kommen wollen.

Ich komme jedenfalls, — entgegnete Alphons, dessen Antlitz ein Strahl der Freude überflog.

Er führte Palma die Treppe hinab, half ihr in den Wagen und sah diesem nach, bis er verschwunden war.



Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Jósika, Nicolaus

Die Familie Mailly Original-Roman von Nicolaus Josika

Bd.: 1

Leipzig 1850